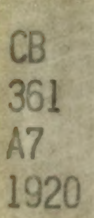
Sammlung Göschen

Die Kultur der Renaissance

Gesittung, Forschung, Dichtung

Von

Prof. Dr. Robert F. Arnold





189

Sammlung Göschen

Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren, allgemeinverständlichen Einzeldarstellungen

W a l t e r d e G r u y t e r & C o.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung / J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung / Georg Reimer / Karl J. Trübner / Veit & Comp.

B e r l i n W. 10 u n d L e i p z i g

Zweck und Ziel der „Sammlung Göschen" ist, in Einzeldarstellungen eine klare, leichtverständliche und übersichtliche Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und Technik zu geben; in engem Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage und unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung bearbeitet, soll jedes Bändchen zuverlässige Belehrung bieten. Jedes einzelne Gebiet ist in sich geschlossen dargestellt, aber dennoch stehen alle Bändchen in innerem Zu-
e,
e,
n

A ... f f e

dei ... ostfrei

Bibliothek zur Geschichte und Kulturgeschichte

aus der Sammlung Göschen

Einleitung in die Geschichtswissenschaft von Professor Dr. Ernst Bernheim . . . . Nr. 270

Geschichte des alten Morgenlandes von Prof. Dr. Fr. Hommel. Mit 9 Voll- und Textbildern und 1 Karte . . . . Nr. 43

Griechische Geschichte von Prof. Dr. Heinrich Swoboda . . . Nr. 49

Römische Geschichte von Realgymnasialdirektor Dr. Julius Koch.
- I. Königszeit und Republik . . . . Nr. 19
- II. Die Kaiserzeit bis zum Untergang des Weström. Reiches Nr. 677

Geschichte des Byzantinischen Reiches von Dr. K. Roth . . . Nr. 190

Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches von Dr. K. Roth . . . . Nr. 787

Deutsche Geschichte von Prof. Dr. F. Kurze.
- I. Mittelalter (bis 1519) . . . . Nr. 33
- II. Zeitalter der Reformation und der Religionskriege (1517—1648) . . . . Nr. 34
- III. Vom Westfälischen Frieden bis zur Auflösung des alten Reichs (1648—1806) . . . . Nr. 35

Quellenkunde der Deutschen Geschichte von Professor Dr. Carl Jacob. 1. Band . . . . Nr. 279

Österreichische Geschichte von Prof. Dr. Franz von Krones, neubearbeitet von Prof. Dr. Karl Uhlirz und Dr Mathilde Uhlirz. Band 1—4 . . . . Nr. 104, 105, 765, 766

Schweizerische Geschichte von Prof. Dr. K. Dändliker . . . . Nr. 188

Französische Geschichte von Prof. Dr. R. Sternfeld . . . . . Nr. 85

Portugiesische Geschichte von Dr. Gustav Diercks . . . . . . Nr. 622

Russische Geschichte von Prof. Dr. Wilhelm Reeb . . . . . . Nr. 4
Englische Geschichte von Prof L. Gerber . . . . Nr. 375
Geschichte Südamerikas von Dr. Hermann Lufft.
I. Das spanische Südamerika (Chile, Argentinien und die kleinen Staaten) . . . . Nr. 632
II. Das portugiesische Südamerika (Brasilien) . . . . . Nr. 672
Kolonialgeschichte von Prof. Dr. Dietrich Schäfer. 2 Bände. Nr. 156, 843
Geschichte von Ost- und Westpreußen von Prof. E. Knaake . Nr. 867
Bayerische Geschichte von Prof. Dr. Hans Ockel . . . . Nr. 160
Geschichte Frankens von Dr. Christian Meyer . . . . Nr. 434
Württembergische Geschichte von Prof Dr. Karl Weller . . . Nr. 462
Sächsische Geschichte von Prof. Otto Kaemmel . . . . Nr. 100
Badische Geschichte von Geh. Archivrat Dr. A. Krieger . . . Nr. 230
Thüringische Geschichte von Dr. Ernst Devrient . . . . Nr. 352
Mecklenburgische Geschichte von Oberlehrer Otto Vitense . . . Nr. 610
Die Seemacht in der deutschen Geschichte von Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. Ernst von Halle . . . . Nr. 370
Politische Geschichte des Weltkrieges von Prof. Dr. Fr. Luckwaldt.
I. 1890—1906: von Bismarck zu Eduard VII. . . . . . Nr. 790
II. 1906—1914: Deutschland und der Dreiverband . . . Nr. 791
Urgeschichte der Menschheit von Prof. Dr. Moritz Hoernes, neubearbeitet von Prof. Dr. Friedr. Behn. Mit 100 Figuren . . Nr. 42
Kultur der Urzeit von Prof. Dr. Moritz Hoernes, neubearbeitet von Prof. Dr. Friedr. Behn.
I. Steinzeit. Mit 50 Abbildungen . . . . Nr. 564
II. Bronzezeit. Mit 50 Abbildungen . . . . Nr. 565
III. Eisenzeit. Mit 50 Abbildungen . . . . Nr. 566
Deutsche Stammeskunde von Prof. Dr. Rudolf Much. Mit 2 Karten und 2 Tafeln . . . . Nr. 126
Deutschland in römischer Zeit von Provinzialschulrat Dr. Franz Cramer. Mit 23 Abbildungen . . . . Nr. 633
Deutsches Leben im 12. und 13. Jahrhundert. Realkommentar zu den Volks- und Kunstepen und zum Minnesang. Von Prof. Dr. Jul. Dieffenbacher.
I. Öffentliches Leben. Mit Abbildungen . . . . Nr. 93
II. Privatleben. Mit Abbildungen . . . . Nr. 328
Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung von Prof. Dr. Robert F. Arnold . . . . Nr. 189
Abriß der Burgenkunde von Hofrat Dr. Otto Piper. Mit 30 Figuren . . . . Nr. 119

Weitere Bände sind in Vorbereitung

Sammlung Göschen

Die Kultur der Renaissance

Gesittung, Forschung, Dichtung

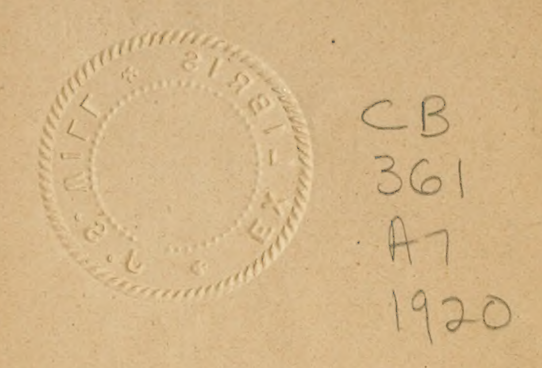
Von

Robert F. Arnold
Professor an der Universität Wien

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage



Berlin und Leipzig
Vereinigung wissenschaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlags-
buchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.
1920





Druck von
C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.
813820.

Inhalt

Literatur

Die nachstehenden Zeilen machen, natürlich ohne in irgendwelcher Hinsicht Vollständigkeit anzustreben, solche Werke (in erster Linie deutsche und moderne) namhaft, die größere Abschnitte unseres Themas darstellen. Ausgaben der diesem Büchlein als Stoff dienenden wissenschaftlichen und poetischen Literatur, desgleichen Schriften monographischen Charakters sind übergangen, da die Bibliographie sonst umfänglicher geworden wäre als die Darstellung und da ferner der Weg zu all diesem Speziellen, durch den Namen des Autors oder des Biographierten Gekennzeichneten mit Hilfe der hier registrierten allgemeinen Literatur leicht zu finden ist. In Zeitschriften abgedruckte Aufsätze sind nur ausnahmsweise berücksichtigt worden. Auf des Verfassers „Allgemeine Bücherkunde usw" (AB 2. neu bearbeitete und stark verm. Aufl., Berlin und Straßburg, Karl J. Trübner 1919) sei ein für allemal verwiesen.

1. Kapitel Humanismus

Ludw. Friedländer, Das Nachleben der Antike im Mittelalter („Deutsche Rundschau" 1897, dann in „Erinnerungen, Reden und Studien" I, 1905). — Walter Wilh. Goetz, Mittelalter und Ren. („Historische Zeitschrift" Jg 1898); Ren. und Antike (ebenda Jg 1914). — S. Singer, Mittelalter und Ren. (1910). — Carl Neumann, Byzantinische Kultur und Ren.kultur (1903). — Henry Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Ren. in Italien (1885, [2]1904). — Émile Gebhart, L'Italie mystique. Histoire de la ren. religieuse au moyen âge (1876): Gregor d. Gr. — Dante.

Rob. Vischer, Über neues Leben (1895). — Arth. Weese, Ren.probleme (1906) mit bes. Rücksicht auf die bildenden Künste. — Karl Brandi, Das Wesen der Ren. (1908, [2]10, mit Anmerkungen von Br. und von Walter Brecht). — Konr. Burdach, Sinn und Urspr. der Worte Ren. und Reformation (Sitzungsberichte der preuß. Ak. d. W. phil.-hist. Kl. 1910); Über den Ursprung des Humanismus („Deutsche Rundschau" 1914). Beide Arbeiten zusammen als „Ref., Ren., Hum." (1918). — Karl Philippi, Der Begriff der Ren. Daten zu seiner Gesch. (1912). — Rud. Wolkan, Über den Ursprung des Hum. („Zeitschr. f. d. öst. Gymn." 1916). — Karl Borinski, Die Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten. I. Der Streit um die Ren. und die Entstehungsgesch. der hist. Beziehungsbegriffe Ren. und Mittelalter (Sitzungsb. der bayrischen Ak. d. W. philos.-philolog.-hist. Kl. 1919). — Werner Weisbach, Ren. als Stilbegriff [vornehmlich der bildenden Kunst] („Hist. Zeitschr." Jg 1919). — Anhangsweise: Walter Pater, The. ren. (1873 u. ö.): 10 Essays.

Ludw. v. Urlichs, Grundlegung und Gesch. der klass. Altertumswissenschaften (in „Handbuch der klass. Altertumsw." [2]1 1892); ferner AB IX 1a und b. — Georg Voigt, Die Wiederbelebung des klass. Altertums oder das erste Jahrh. des Hum. (1859, [3]93 herausg. von Max Lehnerdt): 1. in Italien außer Rom; 2. in Rom und außerhalb Italiens; zu [3]: Giuf. Zippel, (Giunte e correzioni con gli indici bibliografico e analitico (1897). — Vikt. Hehn, Der Hum. (in der „Baltischen Monatsschrift" Jg 1866, wiederum in „Aus baltischer Geistesarbeit" 2, 1908). — Sir John E. Sandys, Harvard lectures on the revival of learning (1905). — R. Sabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci ne' secoli XIV e XV (1905). — Gust. Körting, Gesch. der Lit. Italiens im Zeitalter der Ren. 1 (1878): Petrarca, 2 (1880): Boccaccio, 3 I (1884): Anfänge der Ren.-Lit. im 14. Jahrh. — Gesch. des Bibliothekswesens AB VI 3 u. VII 3, der Pädagogik XI 6a. — Rob. F. Arnold, Die deutschen Vornamen ([2]1901), dazu AB IX 2e.

Jak. Burckhardt, Kultur der Ren. in Italien (1860, [12]1919, engl. 1890). — John A. Symonds, The Ren. in Italy (1875–86) VII. — Ludw. Geiger, Ren. und Hum. in It. und Deutschland (1882). — Gebhart, Les origines de la ren. en Italie (1879). — Eugène Müntz, Les précurseurs de la ren. (1882), ital. Übersetzung (durch Guido Mazzoni 1902) zugleich vom Verf. neu bearbeitet: Anfänge — Savonarola; La ren. en Italie et en France à l'époque de Charles VIII (1885). — J. M. Stone, Reformation and ren. (1904): international, 14.—17. Jh. — The Cambridge Modern History Bd 1 (1904): The ren. — G. v. Allesch, Die Ren. in It. (1912): gleichzeitige Zeugnisse mit verbindendem Text. — J. D. Symon u. S. L. Bensusan, The ren. and its makers (o. J. = 1913): 13.—16. Jh., international. — Karl P. Hasse, Die it. Ren. (1915). — E. M. Hulme, The Ren. (1916). — Vittorio Rossi, Il quattrocento (1898). — Philippe Monnier, Le qu. (1901).

Brandi, Die Ren. in Florenz und Rom ([4]1913). — Ferd. Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter 6 ([5]1908): 14. Jahrh.; 7 ([5]1908): 15. Jahrh.; 8 ([4]1908): 1500—1530. — Ludw. Pastor, Gesch. der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters 1 ([4]1901): 1417 bis 1458; 2 ([4]1904): bis 1484; 3 ([4]1899): bis 1513; 4 I ([4]1906): bis 1521; 4 II ([4]1907): bis 1534; 5 ([4]1909): bis 1549; 6 (1913): bis 1559; ders., Die Stadt Rom zu Ende der Ren. (1916). — Eberh. Gothein, Die Kulturentwicklung Süd-It.s in Einzeldarstellungen (1886); it. Il rinascimento nell' It. meridionale (1915), mit Anm. von Tommaso Persico.

Loth. Schmidt, Die Ren. in Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen (1909) II. — Das Zeitalter der Ren. Ausgewählte Quellen zur Gesch. der it. Kultur, hgg von Marie Herzfeld (1910 ff). — Beiträge zur Kulturgesch. des Mittelalters und der Ren. hgg von Goetz (1908 ff).

2. Kapitel Erfindungen. Entdeckungsreisen. Naturerkenntnis

Leonardo Olschki, Gesch. der neusprachlichen wissenschaftlichen Lit. 1 (1919): Die Lit. der Technik und der angewandten Wissenschaften vom Mittelalter bis

zur Ren. — Gesch. der Technik AB XII 1 und 2; der Feuerwaffen XVI 4; des Bücherdrucks VI 4 und VII 4; sonstiger Graphik XVII 1 und 2.

E. Errera, L'epoca delle grandi scoperte geografiche (1902). — Sigm. Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen ([3]1912).

Gesch. der Naturwissenschaften AB XII 1. — Günther, Gesch. der Mathematik bis Cartesius (1908). — Ferd. Rudio, Über den Anteil der mathemat. Wissenschaften an der Kultur der Ren. (1892). — Gesch. des Naturgefühls XVI 2c; der Erd- XIII 1 und der Volkskunde XIII 3 und 4. — Erich Schmidt, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Hum. und der Ref. (1904).

3. Kapitel Geisteswissenschaften

Henry Hallam, Introduction to the literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries 1 (1837): —1550. — Gesch. der Geschichtsschreibung AB XV 1. — Paul Joachimsen, Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Hum. 1 (1910). — Friedr. Gotthelf, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrh. (1900). — Schmidt wie zu Kap. 2.

Gesch. der Sprachwissenschaft AB IX 1a. — C. Trabalza, Storia del a grammatica italiana (1909). — Max Herm. Jellinek, Gesch. der neuhochdeutschen Grammatik (1914) II; dazu AB IX 2a. — Karl Borinski, Die Antike in Poetik und Kunsttheorie usw 1 (1914): Mittelalter — 17. Jh.; dazu AB XI 5 (Gesch. der Ästhetik).

Gesch. der Rechts- und der Staatslehre AB XIV 1a; dazu Modderman, Die Rezeption des römischen Rechts, (aus dem Holl.) übersetzt und mit Zusätzen versehen von K. Schulz (1875). — Adolf Stölzel, Die Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien (1872) II. — Gesch. der Volkswirtschaft und Verwandtes AB XIV 1b.

Gesch. der Philosophie AB XI 1 allgemein; 2 deutsch; 3 der Logik und Psychologie; 4 der Ethik; 5 der Ästhetik. — Eberh. Gothein, Die Weltanschauung der Ren. (im „Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts" 1904). — Paul Wernle, Ren. und Ref. (1912). — Ernst Tröltsch, dasselbe (in der „Historischen Zeitschrift" Jg 1913).

4. Kapitel Individuum und Gesellschaft

Brandi, Burckhardt, Monnier, Gregorovius, Pastor, Schmidt wie zu Kap. 1. — La vita italiana nel rinascimento (1893; darin u. a. Giacosa, La vita privata ne' castelli; Biagi, La v. pr. dei Fiorentini; del Lungo, La donna fiorentina nel rin. e negli ultimi tempi della libertà). — W. B. Scaife, Florentine life during the ren. (1893). — Hub. Janitschek, Die Gesellschaft der Ren. in It. und die Kunst (1879). — E. Rodocanachi, La femme italienne à l'époque de la ren. (1907). — C. Hare, Ladies of the it. ren. (1909). — Loth. Schmidt, Frauenbriefe der Ren. (1906). — Arullani, La donna nella letteratura [italiana] del cinquecento (1899). — Alfr. Semerau, Die Kurtisanen der Ren. (1914). — Attilio Schiaparelli, La casa fiorentina e i suoi arredi nei secoli XIV e XV 1 (1908). — Hanns Floerke u. Rud. Heyne, Die Moden der

it. Ren. (1917). — Alois Bömer, Anstand und Etikette nach den Theorien der Humanisten (1904). — Max Graf, Die Musik in der Ren.zeit (1905), vgl dazu AB XVIII 1. — Lit. zur allgemeinen Kulturgesch. AB XVI 1a und b; zur deutschen XVI 2; Kunstgesch. XVII; Frauenleben XVI 5; Kostümgesch. XVI 3. — Über die Ren. als Stoff der Dichtung, zumal des Dramas der Gegenwart vgl Robert F. Arnold, Das moderne Drama ([2]1912) S. 294ff.

Friedr. v. Bezold, Staat und Gesellschaft des Ref.szeitalters (1908, in „Kultur der Gegenw." 2 V[1]).

5. Kapitel Dichtung Italiens

Müntz, Voigt, Körting, Burckhardt, Symonds, Geiger, Rossi, Monnier, Brandi wie zu Kap. 1; Hallam und Borinski wie zu Kap. 3; La vita italiana usw (darin u. a. Rencioni, La lirica del rin.) und Arullani wie zu Kap. 4. — Allgemeine Gesch. der Lit. AB II 1, zeitlich begrenzt II 2, nach Gattungen II 3; der it. und neulat. AB (nur in [2]) S. 85f und 87f. — Marc Monnier, Histoire de la litt. moderne 1 (1884, deutsch 85): Dante — Luther. — George Saintsbury, The earlier ren. (1901), A history of criticism and literary taste in Europe 2 (1900). — J. F. Spingarn, A history of literary criticism in the ren. ([2]1908). — Tommaso Casini, Gesch. der it. Lit. (in Gröbers „Grundriß der roman. Philol." 2 III, 1901). — Wilh. Creizenach, Gesch. des neueren Dramas 1 (1893, [2]1911): Mittelalter und Frühren.; 2 (1901, [2]18) und 3 (1903): Ren. und Ref. — Allgemeine Gesch. der Poetik AB XI 5b, des Theaters XIX 1. — Ranke, Zur Gesch. der it. Poesie (u. zw. des romantischen Epos der Ren.) (1837; jetzt in Bd 51f der Sämtl. Werke).

6. Kapitel Dichtung außerhalb Italiens

Allgemeine Gesch. der Lit. AB wie zu Kap. 5; einzelner Literaturen AB (nur in [2]): neulat. wie zu Kap. 5, span. S. 91, portug. S. 89, engl. S. 83f, franz. S. 84f. — Voigt wie zu Kap. 1, Hallam wie zu Kap. 3, M. Monnier, Saintsbury, Spingarn, Creizenach wie zu Kap. 5.

L. Einstein, The italian ren. in England. 1902. — Heinr. Morf, Gesch. der neueren franz. Lit. 1 (1898): Ren.; [2](1914) „Gesch. der franz. Lit. im Zeitalter der Ren." (in Gröbers „Grundriß", Neue Folge 1 IV). — Arsène Darmesteter und Adolphe Hatzfeld, Le XVIe siècle en France ([2]1883). — G. A. Birch-Hirschfeld, Gesch. der franz. Lit. seit Anf. des XVI. Jahrh. 1 (1889): Ren. — Abel Lefranc, Grands écrivains français de la ren. (1914).

Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Ref. (1839—47 u. ö., = Bd. 1—6 der Sämtl. Werke). — Geiger wie zu Kap. 2. — Friedr. v. Bezold, Gesch. der deutschen Ref. (1890). — Karl Lamprecht, Deutsche Gesch. 5 I (1894 u. ö.); dazu AB XV 5b und c. — Karl Goedeke, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung [2]1, [2]2 (1884—86), hierzu AB I 1. — Konr. Bursian, Gesch. der klass. Philol. in Deutschland (1883). — Konr. Burdach, Vom Mittelalter zur Ref. 1 (1893); hierauf beruhend Ernesto Caffi, L'umanesimo nella letteratura e nella cultura tedesca (1912). — Karl Borinski, Die Poetik der Ren. und die Anfänge der lit. Kritik in Deutschland (1886). — Rich. Benz, Die Ren., das

Verhängnis der deutschen Kultur (1915). — Burdach, Deutsche Ren. (1916, vm [2]18). — Deutsche Literaturgesch. allgemein AB III 1, zeitlich begrenzt III 2, räumlich begrenzt III 3, einzelner Gattungen III 5; deutsche Schulgesch. XI 6b, deutsche Kulturgesch. XVI 2, deutsche Theatergesch. XIX 2.

Sammlung Göschen

Zu Kapitel 1: Nr. 190 K. Roth, Gesch., Nr. 787 Sozial- u. Kulturgesch. des byzantinischen Reiches; Nr. 367 Wilh. Kroll, Gesch. der klass. Philologie; Nr. 145 H. Weimer, Gesch. der Pädagogik.

Zu Kapitel 2: Nr. 75 C. Kampmann, Die graphischen Künste; Nr. 530 W. Gohlke, Gesch. der gesamten Feuerwaffen; Nr. 518, 537 Emil Daniels, Gesch. des Kriegswesens 3, 4; Nr. 156 u. 842 Dietr. Schäfer, Kolonialgesch.; Nr. 226 Ambr. Sturm, Gesch. der Mathematik; Nr. 293 Ad. Kistner, Gesch. der Physik 1; Nr. 264 Hugo Bauer, Gesch. der Chemie 1; Nr. 357 Rud. Burckhardt, Gesch. der Zoologie; Nr. 624 Konr. Kretschmer, Gesch. der Geographie; Nr. 30 M. Groll, Kartenkunde 1: Projektionen.

Zu Kapitel 3: Nr. 270 Ernst Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft; Nr. 664 Rich. Schröder u. H. Glitsch, Deutsche Rechtsgesch. 2; Nr. 353 Ferd. Tönnies, Die Entwicklung der sozialen Frage; Nr. 394 Bruno Bauch, Gesch. der Philosophie 4.

Zu Kapitel 5: Nr. 125 Karl Voßler, Ital. Literaturgesch.

Zu Kapitel 6: Nr. 168 Rud. Beer, Span. Literaturgesch. 2; Nr. 213 Karl v. Reinhardstoettner, Portug., Nr. 69 Karl Weiser, Engl. Literaturgesch.; Nr. 286 M. M. Arn. Schröer, Grundzüge und Haupttypen der engl. Literaturgesch. I; Nr. 31 u. 783 Max Koch, Gesch. der deutschen Lit. 1 u. 2. — Nr. 24 und 7 geben Proben aus Brant und Hutten (hgg. von Julius Sahr), bzw aus Murner (hgg von Georg Berlit); Nr. 275 Friedr. Seiler, Gesch. des deutschen Unterrichtswesens Tl 1.

Unzugänglich sind mir geblieben Merrick Whitcomb, Literary sourcebook of the It. und of the German ren. (vor 1912), Publikationen der Univ. von Pennsylvanien.

1. Kapitel

Humanismus

Daß die Kultur des klassischen Altertums, dieser ungeheure Komplex menschlichen Könnens und Wissens, in seiner ganzen Ausdehnung und Energie dem Abendlande während der Völkerwanderung völlig abhanden gekommen, viele Menschenalter hindurch aus dem Werdegang Europas völlig ausgeschaltet gewesen und erst im 14. und 15. Jahrhundert gleichsam zauberhaft erneut worden sei, ist eine landläufige, durch das Wunderwort „Renaissance" stark unterstützte, aber kaum halbwahre Lehrmeinung. Auch in der Geschichte herrscht ein dem physikalischen vergleichbares Gesetz der Krafterhaltung, kann kein Impuls völlig verloren gehen, ob seine Wirkung noch so große Zeiträume hindurch latent bleibe. Ungezählte, mehr oder weniger stark gebundene Kulturkräfte werden in rascher Aufeinanderfolge wieder frei und wirken nun mit den vorher bereits tätigen Potenzen zusammen oder ihnen entgegen: unter diesem Bilde vergegenwärtigen wir uns am besten die „Wiedergeburt" der antiken Kultur während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters und zu Beginn einer neuen, eben auch um dieser Renaissance willen **neuen** Zeit.

Mochte immerhin im 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung das weströmische Reich, längst im Innern vermorscht, zusammenbrechen und nur einen verhältnismäßig kleinen Teil uralter Zivilisation den barbarischen Erben gönnen, so überdauerte doch das Kaisertum in Byzanz, der geistige Brennpunkt der osteuropäischen gräko-dako-slavischen Christenheit,

fast ein Jahrtausend lang die Zerstörung des Bruderstaates, bis es 1453 den Türken erlag. Dort behauptete sich durch mehr als dreißig Geschlechtsfolgen die hellenische Sprache — der lateinischen war in Ostrom lange Dauer nicht beschieden — sowohl in Urkunden und Büchern, als auch in Amt und Verkehr, dort erhielten sich die klassischen Traditionen für den Okzident, freilich entstellt oder erstarrt, aber zeitweilig (z. B. unter der komnenischen Dynastie) auch neu belebt. Das staatliche Ideal, auf das nachmals die Renaissancefürsten bewußt oder unbewußt hinarbeiten, am Bosporus bestand es schon lange vor Karl dem Großen, lange nach den Hohenstaufen und bis in die Tage, da sich der abendländische Absolutismus fest begründete; dort blieb „nach allem und nach allen Umbildungen der profane Römerstaat heidnischen Kerns obenauf; er hatte das Christentum in seiner Weise erledigt" (C. Neumann).

Und auch im Abendland selbst bietet das Mittelalter keineswegs den Anblick einer gänzlichen Unterbrechung der Traditionen Hellas' und Roms. Schon allein der Umstand, daß hier die höchste geistige Autorität, die bezeichnend „lateinisch" genannte Kirche, in ihrer Liturgie, daß die Fürsten in ihrer Diplomatie, daß das Recht in seinen beweiskräftigen Dokumenten am Latein festhielten, ließ die Fäden zwischen der alten und der mittleren Zeit, zwischen Rom und den neuen christlich-germanischen Staaten nicht abreißen, diesen Staaten, die aus den trüben Fluten der Völkerwanderung nur mit Hilfe eines Mehr oder Minder von römischer Verwaltung und Gesetzgebung aufgetaucht waren und deren Lenker im römischen Kaisertum deutscher Nation die geradlinige Fortsetzung des weltumfassenden Imperiums anerkannten. Vor allem: was das Mittelalter unter Bildung verstand und dem Klerus gleichsam vorbehielt, konnte bei Deutschen wie Franzosen, bei Italienern wie Dänen eben-

mäßig nur dem Studium lateinischer Werke abgewonnen werden. Hier handelte es sich zuvörderst um theologische und juristische Literatur, beide ohnehin mit dem Altertum mannigfach verknüpft, zum kleineren aber auch um einzelne Heiden, deren Gedankenschärfe oder Stilkunst bewundert und nachgeahmt wurde: Aristoteles, Boethius, unter den Dichtern vor andren Terenz, Ovid, Virgil. Von Generation zu Generation der Kleriker wandern nun die Kenntnis des Lateinischen und ein nur durch dieses und in ihm mögliches Wissen wie schwelende, vor rauher Zugluft ängstlich beschirmte Fackeln; bisweilen, unter den großen Theodorich und Karl, Ottonen und Staufen, in Italien, Frankreich, England, selbst im fernen Irland ein kurzes Aufleuchten der Flamme. Freilich war die Kirche nicht gewillt, jede zugängliche Überlieferung des Altertums kritiklos als Grundlage der von ihr gewünschten, aber auch umgrenzten Bildung ihrer Diener anzunehmen; vom christlich-moralischen Standpunkt aus wurde eine gewisse Auswahl getroffen. Griechische Autoren erscheinen, wo nicht Übersetzungen, wie z. B. arabische, vermitteln können, schon wegen des im Abendlande fast unbekannten Idioms aus dem Interessenkreise des Mittelalters nahezu verbannt. Nicht so die Begebenheiten und Gestalten griechischer Mythe und Geschichte (Trojanerkrieg, Alexander usw), wenngleich sie sowohl als auch Äneas und sein Poet Virgil, Julius Cäsar und die lange Reihe seiner Nachfolger sich's gefallen lassen müssen, daß man sie romantisch auffärbt oder mit dichtem Gewebe mittelalterlicher Fabeleien überspinnt. Eins freilich blieb dem Gedankenleben des Mittelalters dauernd gegenwärtig: das weiland römische Reich und seine Gewalt.

Wenn dergestalt die intellektuelle, sittliche, ästhetische Bildung des klassischen Altertums in zahlreichen, wenn auch dünnen Adern bis zur Renaissance hindurchsickert, so er-

scheint deshalb diese doch in ihrer Bedeutung keineswegs beeinträchtigt und, daß sie gerade in Italien ihre Wiege und später ihre Hochburg findet, nicht auffällig. Die Bewohner der Halbinsel durften sich trotz mancher Beimischung fremden, vor allem germanischen Blutes als Nachfahren der Römer betrachten, ihre Umgangssprache, das sogenannte volgare, als einen fast direkten Abkömmling des klassischen Lateins; die Denkmäler des Altertums, Gebäude, Straßen, Aquädukte, Skulpturen, Inschriften, standen dem Italiener allezeit vor Augen. Und kein anderes Land besaß so günstige und so zahlreiche Bildungszentren. Der Kaiser zählte nicht mit, aber um so freier regten sich städtische Republiken, legitime und usurpierte Monarchien, Kirchenfürsten, groß und klein in buntem Gemenge, von den Alpen bis zum ionischen Meer; all diese Regierungen und Höfe boten ebensoviele Angriffspunkte für jede neue Kraft, zumal für jene, welche die ganze Kultur des Zeitalters umgestalten sollte.

Hierzu gesellen sich dann Einflüsse von Konstantinopel, wo das griechische Kaisertum noch immer besteht, die Sprache Homers, wenig verändert, von aller Welt gesprochen wird. Freilich hat dieser gänzlich erschlaffte Staat nur wenige Dezennien mehr zu leben, aber eben im Gefühl seiner Schwäche, von furchtbaren Feinden bedroht, wendet er sich nun hilfeflehend an das Abendland, genauer gesprochen, an dessen oberste geistige Instanz, die Kirche. Byzanz sucht einen Ausgleich auf religiösem Gebiete; sei dieser dann der Kaufpreis für ein Kreuzheer zur Verteidigung der Konstantinsstadt. Auf den Konzilien der katholischen Christenheit erscheinen die Abgesandten Ostroms, um das religiöse Schisma zu beseitigen und hernach von den neuen Glaubensbrüdern Schutz gegen die immer näher rückende, immer schrecklicher dräuende Macht des Großtürken zu gewinnen. Die Erben der beiden größten Völker des Altertums treten aufs neue

miteinander in Verkehr und Rom empfängt nun, an der Schwelle der Neuzeit, zum zweiten Male aus griechischen Händen den Schatz hellenischer Sprache[1]), Dichtung, Weisheit. „Da stieg" nach Schillers Wort „der schöne Flüchtling aus dem Osten, der junge Tag, im Westen neu empor und auf Hesperiens Gefilden sproßten verjüngte Blüten Joniens hervor." Erst seitdem die Byzantiner als Diplomaten und bald auch als Lehrer sich in Italien einbürgern, seit griechische Philosophen und Grammatiker Italiens Jugend um sich versammeln, ist das zwar schon früher begonnene Werk der Renaissance in vollem Gange; alsbald erstreckt sich das allgemeine Interesse über das römische Altertum zurück auf das griechische. Man beginnt beide antike Kulturen als Einheit aufzufassen und aus der eigentümlichen Durchdringung dieser Einheit mit christlichen und nationalen Elementen entsteht die Kultur der Renaissance, die demgemäß in allen europäischen Staaten verwandte und doch in jedem einzelnen besondere Züge aufweist.

Wenn der Italiener des sinkenden Mittelalters antike Ruinen, etwa des Kolosseums, betrachtete, drängten sich ihm Fragen und Klagen auf: „Welcher Art war das Volk, das diese Riesenwerke schuf? Glorreiches Einst, armseliges Jetzt!" Eine halb sentimentale, halb romantische Stimmung, die aus den Nöten der oftmals von fremden Heeren überschwemmten, zum Teil von stammfremden Fürsten, in der Theorie ganz und gar von einem Deutschen beherrschten Apeninnenhalbinsel immer neue Nahrung sog. Schmerzlich fühlten sich Guelfen und Ghibellinen als entartete Enkel jener Weltgebieter, erblickten sie im altrömischen Freistaat oder Kaiserreich ein goldenes Zeitalter, in Brutus oder Cäsar

[1]) „die den Gegenständen der Sinnenwelt eine Seele, den Abstraktionen der Philosophie einen Körper verleiht" (Gibbon).

— je nachdem — heroische Vorbilder. All dies lag in ferner, aber dem Gedanken, der Phantasie noch erreichbarer Vergangenheit und leicht gewöhnte man sich, auch in andrer als nur politischer Hinsicht aus dieser Vergangenheit Ideale zu holen. Denn eine Welt der Ideale tauchte dort auf. Wohl, die frohe Heilsbotschaft, die Verdienste Christi und der Heiligen hatte man vor der Antike voraus; in allem andern, in Staatskunst und Wissenschaft, Technik und Kunst und in jeder weltlichen Tugend sah der „Moderne“ des Quattro- und Cinquecento die Alten hoch über sich schweben, Meister und Muster. Wer wäre denn in mittleren Zeiten weiser gewesen als Sokrates, Numa, Fabius, wer gerechter als Pittakos, Camillus, Trajan (dessen Seele durch Papst Gregor d. Gr. aus der Hölle losgebetet worden), wer tapferer als Leonidas, Cocles, Licinius, staatsklüger als Perikles, Cincinnatus, Scipio? Mit den Bildern dieser glorreichen Zwölf schmückte Perugino den Cambio seiner Vaterstadt.

Ruinen und Monumente freilich erwiesen sich den nach Kunde vom Altertum Lechzenden als unzulängliche Lehrer. Sie hatten — jenen Tagen wenigstens — immer nur dasselbe zu sagen: sie seien kärgliche Überreste einer unendlich reichen Kultur. Wieviel stärker floß der Quell aus der dank mönchischem Fleiß großenteils geretteten antiken Literatur! Nicht in einzelnen Bruchstücken, nein, in seiner ganzen Ausdehnung wollte man diesen Nachlaß kennen lernen und besitzen; was bisher vielleicht nur mehr in einem einzigen staubbedeckten, vergilbten überschriebenen Pergament eines einzigen Klosters erhalten war, mußte aufgestöbert und — zunächst wieder durch Abschrift — weiter bekanntgemacht werden. Zu wie vielen Namen der alten Literaturgeschichte fehlten noch die Werke; vielleicht waren sie zu finden, wenn man nur aufmerksam forschte. Von Florenz und Rom, bald auch von anderen Bildungszentren, so von der Ofner Königs-

burg aus begann nun eine förmliche Jagd auf Handschriften und gern folgt man im Geist jenen Enthusiasten und ihren Geschäftsträgern, sei es in welsche und deutsche Lande, sei es nach Dänemark, sei es in den christlichen, sogar in den islamitischen Orient, wie sie von Kloster zu Kloster, von Stadt zu Stadt ziehen, das Gesuchte den meist über dessen eigentlichen Wert nicht unterrichteten Besitzern auf gute oder üble Manier abgewinnen oder das ersehnte Werk wenigstens in Windeseile abschreiben. Kommt ein für das Altertum interessierter Diplomat wie Nikolaus Cusanus etwa nach Byzanz, so liegt ihm vielleicht mehr als die Lösung seiner offiziellen Aufgabe am Herzen, daß er nicht ohne einen „neuen" alten Autor heimkehre. Ehrwürdige Manuskripte, junge Abschriften werden so zusammengebracht, geistliche und weltliche Mäzene bestreiten die Kosten, man beginnt die stets voneinander abweichenden Überlieferungen zu vergleichen und in reger philologischer Tätigkeit den mutmaßlich richtigen Text herzustellen. Und groß die Freude, wenn von Autoren, auf deren Besitz man längst verzichtet hatte, viele Werke oder einige in ganz besonders gutem Zustand auftauchen: all dies zur selben Zeit, da dem Boden Italiens wie durch Magie der Apoll vom Belvedere, Laokoon, die mediceische Venus entsteigen. Schon Petrarca, der Vater des Humanismus, konnte den Kreis der bekannten klassischen Literatur durch die vorher verschollenen Briefe Ciceros erweitern; eines märchenhaften Entdeckerglücks erfreute sich während der Konzilienzeit, wo ihn eine anmutige Novelle Meyers aufsucht, der Toscaner Gianfrancesco Poggio (Bracciolini, 1380—1459). Als dieser Kolumbus der Archive und Rumpelkammern, zugleich Mitbegründer der Archäologie und Epigraphik, starb, konnte man die altrömische Literatur zum allergrößten Teile wieder überblicken. Nun war inzwischen, wie schon erzählt, das Interesse der Altertums-

freunde auch dem griechischen Schrifttum zugewandt worden. Petrarca hatte mit einer Abschrift des Homer einen förmlichen Kult getrieben, ohne den Text zu verstehen, und Petrarca war der größte Philologe seiner Zeit! Hundert Jahre später hätte ihn mancher Anfänger beschämen können. Der Wanderlehrer Manuel Chrysoloras († 1415 in Konstanz) wurde 1396 in Florenz ansässig und hier von weittragender Bedeutung für das Studium des Griechischen, in anderen Städten später andere. Für Rom selbst kommt dem edlen Basilios Bessarion (1403—72), einem Bischof der oströmischen Kirche, den die oben erwähnten Ausgleichsverhandlungen nach Italien, in den Schoß des lateinischen Glaubens, ja beinah auf den Stuhl Petri führten, eine ähnliche Bedeutung zu.

Wohl hatte man auch schon während des Mittelalters in Klöstern und Hochschulen Handschriften zusammengetragen, jedoch meist nur innerhalb enger Grenzen und fast immer nur zu theologischen und pädagogischen Zwecken. Jetzt aber mühte man sich, methodisch alle noch erhaltenen Schriftsteller des Altertums, heidnische und christliche, gelehrte und poetische, moralische und anstößige, zusammenzubringen. Während die Sammlungen von Konstantinopel und Cordova verfielen und zerstoben, häuften sich in Florenz, Rom, Mailand, Venedig, in Ofen, Wien, Heidelberg, Fontainebleau kostbare Pergamente an: zu nicht wenigen unsrer größten Bibliotheken legten damals Kirchen- und Landesfürsten den Grundstein. Gerade in die Blütezeit dieses Sammeleifers fiel nun die Erfindung der Buchdruckerkunst (vgl Kap. 2). Nicht eben freundlich empfingen zunächst die italienischen Altertumsfreunde dies im barbarischen Norden erfundene Verfahren. Für sie besaß ein zierlich geschriebenes, etwa noch durch die intime Kunst des Miniators geschmücktes, nur einmal in der Welt vorhandnes Manuskript weit grö-

ßeren Reiz als das beliebig oft zu vervielfältigende Buch; und hatte nicht das grade erst jetzt florierende Abschreibegewerbe in Presse und Lettern gefährlichste Wettbewerber zu fürchten? Aber andrerseits, wie mußte sich durch Gutenbergs Erfindung die Bildung verbreiten und verbilligen! Vorher hatten nur sehr vermögliche Institute, ganz vereinzelte Fürsten und Private sich die Anlage einer Bibliothek gestatten dürfen; nun konnte auch der mäßig bemittelte Freund des Altertums sich mit Handexemplaren seiner Lieblingsautoren umgeben und wie die Sammeltätigkeit nahm nun auch das Studium weit größeren Umfang an. Aldo Manuccio (d. Ä. 1450—1515) in Venedig verdient unter den italienischen Buchdruckern und Verlegern besondere Erwähnung; aus seiner 1489 gegründeten, mit schönen und praktischen Typen arbeitenden Offizin gingen die meisten klassischen Autoren in tadellosen Drucken („Aldinen") hervor, achtundzwanzig Griechen überhaupt zum erstenmal.

Alle auf Wiedererweckung der alten Literatur gerichteten Bestrebungen jenes Zeitalters faßt man als **Humanismus** zusammen und betrachtet diesen gleichsam als Vorspiel oder ersten Akt der gesamten Renaissance. In seinem Programm lag anfänglich vor allem: Studium der Alten, Interesse an ihrer Kultur und ehrfürchtiges Nachstreben, noch keineswegs bewußte Opposition gegen die mittelalterliche Weltanschauung; doch schon der Name dieses neuen Menschenschlags (ital. umanisti seit etwa 1500, aus der ciceronischen, seit Petrarca oft zitierten und definierten humanitas) symbolisiert die Abkehr von der dem Jenseits zustrebenden Denkweise des Mittelalters und die für die Hochrenaissance charakteristische Freude an allem Menschlichen[1]).

[1]) Humanitatis studia nenne man, sagt Leonardo Bruni, das Studium der alten Autoren deshalb, weil es den Menschen „vollende und ausschmücke". Das Abstraktum „Humanismus" scheint erst nach 1800 von deutschen Pädagogen und Historikern geprägt, mit dem jetzigen Begriffsinhalt um 1840 erfüllt worden zu sein.

Das Wesen des Humanismus liegt also zunächst in seiner auf das Altertum orientierten Tendenz; daß er sich schon in frühster Jugend für das Formale, Äußerliche der Antike interessiert, ist auffällig, doch erklärlich: man sucht die Mittel zum Zweck und vergißt über ihnen, wie so oft, der Hauptsache. Dem jungen Humanismus kams nicht gleich drauf an, in den Kern der antiken Weltanschauung einzudringen, jenes Dominium über die geistige Welt zu erlangen, welches die Alten schon inne gehabt. Sein erstes Streben galt formal-ästhetischen Werten, korrekter Latinität, rednerischer Schönheit und Gewalt, metrischer Kunst; ja es läßt sich nicht leugnen, daß die meisten, welche aus dem Humanismus der Frühzeit einen Beruf machten, über solch äußerlichen Gewinn nicht weit hinausgekommen sind, während späteren Generationen, ja Jahrhunderten die Vervollständigung und Vertiefung ihres Werkes überlassen blieb. Aber doch nur durch den Humanismus und gerade vermöge seiner ästhetischen Interessen ward es möglich, daß in der Hochrenaissance die Schönheit als solche zum absoluten Ideal, das Ästhetisch-erfreuliche zum Maß des menschlichen Lebens werden, daß jenes Glaubensbekenntnis sich formulieren konnte, welches Goethe seinem Epimetheus, seinem Lynkeus in den Mund gelegt hat.

In die italienische, dann in die europäische Gesellschaftsordnung treten die Humanisten als ein ganz neues Element ein. Das Mittelalter des Okzidents unterschied, wo von Wissen und theoretischer Einsicht die Rede war, die schrift- und lateinkundige Geistlichkeit scharf von der Laienschaft, zwischen welchen Gruppen nur ein schmaler (in Italien allerdings etwas breiterer) Grenzrain weltlicher Gelehrsamkeit, insbesondere der Jurisprudenz lag. „Ir leien kunnet nit lesen als wir phaffen", sagt ein berühmter deutscher Prediger; so eng verklammern sich die Begriffe „nichtgeistlich" und „unwissend, unkompetent", daß unser Wort „Laie"

von der ersten Bedeutung auf die zweite übergegangen ist. Gehörten ja doch wie Kaiser und Könige auch die meisten Dichter der ritterlichen Blütezeit nach damaligem Maßstab zu den Ungebildeten; wie wenige unter ihnen konnten auch nur lesen und schreiben, geschweige über theologische und juristische Materien, den Hauptinhalt mittelalterlicher Bildung, mitreden! In Italien zuerst verschiebt sich jene Gruppierung; hier zuerst bildet sich eine aus Geistlichen und Weltlichen aller Stände gemischte Klasse von Gebildeten, im Sinne des Humanismus Gebildeten, welche in der Folge (natürlich nach Verschiedenheit der Länder verschieden geartet) sich allmählich in ganz Europa unbewußt organisiert und als Publikum gleichsam den Resonanzboden für schöne und wissenschaftliche Literatur abgibt. Und wie dieses Publikum, diese Gebildeten, so ergänzen sich auch ihre Lehrer, die Humanisten, aus allen Schichten der Gesellschaft. Sie erscheinen als Lehrer und Vermehrer dieser Bildung. Sie proklamieren das als Bildung, was sie vortragen, zunächst also Philologie, dann die von antiken Autoren, unmittelbaren Objekten der Philologie, bearbeiteten einzelnen Gebiete des Wissens. Sie finden Widerspruch, sie bringen ihn allgemach zum Schweigen, zuletzt siegen sie auf der ganzen Linie. Wenn noch in unsern Tagen das Studium der klassischen Sprachen und Literaturen, ein gewisses Mindestmaß antiquarischen Wissens von vielen als unerläßliches Element höherer Bildung angesehen wird, so stehen diese vielen eben noch immer unter humanistischer Tradition.

Dante, Petrarca und Boccaccio, die drei großen italienischen Dichter des späten Mittelalters, sind zugleich als die wichtigsten Beförderer des Humanismus anzusehen. Jene Sehnsucht der Humanisten des Quattrocento nach der Wiedererweckung antiker Größe und Schönheit war schon

dem unsterblichen Florentiner (1265—1321) nicht fremd, der immer aufs neue seine Landsleute an das alte Imperium mahnte, die große Vergangenheit einem kleineren Geschlecht als Muster vor Augen stellte, die alte Zeit in die mittlere herüberfließen ließ, den Heiden Virgil zum Führer auf der Wanderung durch die Stadt der Qualerkornen, zum leuchtenden Vorbild für eine exklusiv christliche Dichtung erkor. Und er brachte es nicht übers Herz, die berühmten Staatsmänner, Dichter, Denker, Heroen, Heroinen des Altertums zu Höllenstrafen zu verdammen, vereinte sie vielmehr, platonische und ciceronische Vorstellungen zu Hilfe nehmend, im Inferno auf einer Art Insel der Seligen, er, der fromme Sänger, der füglich wie auf dem „Parnaß", so in der „Disputa" Raffaels erscheint. Ähnliche Bedenken hatten schon die Heiligen Justin und Augustin beunruhigt und drängten sich dem Mittelalter wiederholt auf; sollte man sich denn Aristoteles als von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen denken, der wie ein Riesenpfeiler den kunstvoll gewölbten Bau christlicher Philosophie trug? Während der Hochrenaissance wird dann Erasmus für Virgils und Horazens Seligkeit, ja für Sokrates' Heiligkeit eintreten, Luther auf Gottes Gnade für den trefflichen Mann Cicero, den Liebling seines Lieblings Augustin, hoffen, Zwingli in seinem Himmel nicht einmal die sagenhaften Gestalten Herkules und Theseus vermissen wollen.

An Dante fügt sich in der Geschichte des Humanismus wie in der des italienischen Schrifttums Francesco Petrarca (1304—74), dessen Leben das Programm des älteren Humanismus gleichsam in die Wirklichkeit übersetzt; auch er schwärmte von einem Sonderhimmel für die großen Heiden. „Nie haben die römischen Redner, Dichter und Weisen", rühmt Herder, „einen eifrigeren Schüler gehabt als ihn, der nicht etwa nur in der Sprache ihnen nachzubuhlen suchte,

sondern ihren großen Sinn, ihre hohe Gedankenweise zur seinigen machte." Mag Petrarcas Ruhm heute vornehmlich auf seiner italienischen Lyrik beruhen, den Zeitgenossen imponierten weit weniger die von dem Preise Lauras, den Klagen sehnsüchtiger Liebe erfüllten Sonette, als die den besten Mustern Altroms nachempfundenen glatten Lateinverse des (8. April 1341 auf dem Kapitol) lorbeergekrönten Poeten und seine vielen auf die Öffentlichkeit berechneten lateinischen Privatbriefe. Virgil, Horaz, Cicero schienen von den Toten auferstanden und geehrt wurde er wie nach ihm keiner bis zu Erasmus hin. Abgesehen von solch „neulateinischer" Schriftstellerei machte sich Petrarca durch große enzyklopädische Sammlungen um die Altertumskunde, wie man sie damals verstand, verdient. Heute sind uns ungezählte antike Vorstellungen — mythologische und andere — in Fleisch und Blut übergegangen, bereichern den Bildervorrat des Dichters und Künstlers, erleichtern die Gedankenarbeit des Gelehrten: Petrarca und die nach ihm waren hier die Schulmeister Europas.

Auch der nächste namhafte Meister des Italienischen, Giovanni Boccaccio, Petrarcas jüngerer Zeitgenosse (1313 bis 1375) und gleich ihm Toscaner, dient nimmermüde den neuen Ideen, vornehmlich durch Hand- und Nachschlagebücher, durch gräzistische, zumal Homer gewidmete Studien. In seiner Umgebung werden schon Zweifel laut, ob solche Tätigkeit mit den Pflichten eines Christen vereinbar sei, und Petrarca beschwichtigt diese Bedenken in einem seiner kunstvollen Sendschreiben durch den (von andren oft wiederholten) Hinweis darauf, wie viele Heilige, Päpste, Kirchenväter großen Nutzen aus der Literatur der Antike gezogen hätten. Genug, ein Widerspruch war als solcher allbereits empfunden worden; er deutet sich übrigens auch in Petrarcas Prosaschrift „Über die Weltverachtung" (um

1342) an und wird späterhin noch oft Gegenstand eifriger Kontroversen, so zu Ende des 15. Jahrhunderts zwischen den Elsässern Geiler von Kaisersberg und Wimpheling. Unbegründet waren jene Befürchtungen nicht: da man einmal den Schriftstellern der Antike neben Bibel und Kirchenvätern autoritative Geltung zugestanden hatte, so konnte man im Lauf der Zeit zu Humanisten gelangen, die das Christentum bis zur Unkenntlichkeit antikisierten, den herkömmlichen religiösen Wortschatz durch klassisch-heidnische Vokabeln ersetzten, nach Olympiaden rechneten, Tieropfer darbrachten und (wie nachmals Hölderlin) zuzeiten die alten Götter als völlig real empfanden. Solches Nebeneinander der Kulte mußte Gleichgültigkeit in Glaubenssachen erzeugen und von hier bis zu bewußter Opposition gegen die christliche Lehre, ihre Ethik, die kirchlichen Institutionen war nur ein Schritt, welchen der Römer Lorenzo Valla (1407—57) kaum als erster, sicherlich als verwegenster tat; der jungen Reformation kamen nachmals einzelne seiner Schriften zustatten. Erscheinungen wie die Vallas blieben doch immer vereinzelt; sie hoben sich von der großen Menge äußerlich korrekt gläubiger, innerlich indifferenter Humanisten ebenso deutlich ab wie jene anderen, für deren Anschauung Antike und Christentum sich nicht im Widerspruch befanden, dieses stets im Vorder-, jene als dienende Magd im Hintergrunde stand. Zu den Vertretern solch eines vorzugsweise *christlichen* Humanismus, der nachmals durch Michelangelo und Raffael die höchsten Weihen der Kunst empfing, gehören Niccolò de' Niccoli († 1437), Leonardo Bruni (1369—1443), beide aus der Toscana, Vittorino da Feltre (1378—1446), der Ordensgeneral Ambrogio Traversari († 1439), Papst Nikolaus V, der Platoniker Marsilio Ficino (1433—1499), dann im 16. Jahrhundert, eh sich die Wege von Renaissance und Reform scheiden, insbesondere Engländer, Niederländer und Deutsche (vgl Kap. 6).

Die „neulateinischen" Dichtungen Petrarcas und seiner Nachahmer inner- und bald auch außerhalb Italiens beweisen schon durch ihre Existenz, daß bereits diesen ältesten Humanistengeschlechtern aus dem ruhigen Genuß des Altertums, des kaum erst eroberten, volles Genügen nicht erwuchs, vielmehr das Bedürfnis, die Vergangenheit neu zu erschaffen, ihr eignes Leben mit dem Glanz der Antike zu umgeben. Überall nunmehr neulateinische Dichter (vgl Kap. 5 und 6); die Begriffe „Humanist" und „Poet" erscheinen als ganz gleichwertig, erst nach und nach gelingt es der klassischen Philologie, sich von dilettierendem Musendienst zu lösen. Und Jahrhunderte hindurch dünkte Italienern und Deutschen, Engländern und Polen Poesie in römischer Sprache als die Poesie, jede andre als minderwertig.

Da mußten natürlich die Landessprachen allenthalben zurücktreten. Auf der Apenninenhalbinsel hatte sich das volgare in der Korrespondenz schon ziemlich allgemein durchgesetzt, nun ward es von den Humanisten wieder verdrängt; man suchte eine besondere Virtuosität darin, mit elegantem Latein voll klassischer Reminiszenzen die modernsten Begriffe und Gedanken auszudrücken, und rühmte z. B. einem Markgrafen von Este nach, sein Stil sei so vorzüglich, daß man kaum einen Unterschied zwischen seinen und Ciceros Briefen herausfinde. Als Sekretäre bei den Fürsten, der päpstlichen Kurie, den Signorien freier Städte standen Humanisten in Verwendung. Wie den Briefschreibern galt auch den Rednern Cicero als unerreichbares Muster; wie in der Epistel, so betätigte sich auch in der Rede das humanistische Formtalent besonders gern. Bei jeder Gelegenheit wurde öffentlich gesprochen, beim Empfang von Potentaten und Gesandten, bei Dichterkrönungen, selbst bei Anlässen, die sonst der Kirche vorbehalten sind, bei Begräbnissen und Hochzeiten; von Diplomaten verlangte man kunst- und stilvolle Rede,

von Gelehrten schlagfertiges Disputieren. Mit einer formschönen Ansprache an die um sein Bett versammelten Kardinäle schied Nikolaus V aus dem Leben. Petrarca hatte seine Stilkunst vornehmlich als Korrespondent geübt und die phrasenreiche Manier der Humanistenbriefe begründet; späteren Geschlechtern galten Poggio und insbesondere Pietro Bembo (aus vornehmer venezianischer Familie, 1470–1547) als Stilmuster neben, ja über den bewunderten Alten. Sehr bald fanden solche ausgefeilte Briefwechsel den Weg in die Druckerpresse; die Absender waren sich dieser Möglichkeit wohl bewußt und gestatteten schon deshalb lebhafterem Gefühlsausdruck, intimeren Mitteilungen in derlei Prunkstücken keinen Raum. Immerhin haben wir in der Zunahme des Briefschreibens, in der darauf verwendeten Sorgfalt ein Symptom des Individualismus der Renaissance, nebenher auch ein Surrogat für die späteren Geschlechtern vorbehaltene Tagespresse zu erkennen.

Auf so vielen Wegen, mit solchem Eifer suchte Italien und nach seinem Beispiel Europa dem Altertum sich zu nähern. Kein Wunder, daß der Einfluß des letzteren sich in vielen Äußerlichkeiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens verrät, zumal aber in den Nationalsprachen, welche der Humanismus mit zahllosen Fremdwörtern überflutet. Als besonders auffälliger Folgeerscheinung sei hier noch der überhandnehmenden ganz oder halb antiken Personennamen gedacht. Allenthalben gräzisierten oder latinisierten Gebildete, namentlich Nichtadlige, ihre Familien-, seltener auch ihre Vornamen, um sich, wie inner-, so auch äußerlich völlig von der banausischen Mitwelt abzuscheiden, dem Altertum anzugliedern und den vermeintlichen Mißklang der Muttersprache gegen klassischen Wohllaut einzutauschen. Bald hing man dem ererbten Namen einfach ein – us an (Morus, vorher More), bald behielt man nur den allgemeinen Tonfall bei (Grac-

chus Pierius aus Krachenberger, Favorinus aus Favera, Jovianus aus Giovanni), bald wieder nur den Sinn, indem man, so gut es ging, übersetzte (Carteromachus für Fortiguerra, Desiderius für Gerhard, Lupambulus Ganymedes für Wolfgang Schenk, Melanchthon für Schwarzerd, Minor, Textor, Molitor usf), ja bisweilen griffen solche Wiedertäufer frei wählend in die klassische Nomenklatur hinein, suchten sogar die pomphaften dreiteiligen Namen der Römer wieder herzustellen (Julius Pomponius Lätus, Helius Eobanus Hessus). Es war eine Mode und sie ging vorüber, nicht ohne zahlreiche alte Familiennamen für immer vernichtet zu haben. Außerdem finden sich nun häufig antike Tauf- oder Beinamen: es genügt, an Cesare und Lucrezia Borgia, an die Zollern Johann Cicero, Joachim Nestor, Albrecht Achilles und Alcibiades zu erinnern. Damals sind die altrömischen Regentennamen Julius, August, Maximilian in den eisernen Vorrat deutscher Taufnamen aufgenommen worden. Uns erschiene jetzt als unbegreiflicher Sonderling, wer lieber Anastasius und Cyprianus oder (wie Hessus' Söhne) Kallimachus und Heliodorus heißen wollte als Hans oder Fritz; den deutschen Humanisten war es nicht zweifelhaft, daß die vielsilbigen und volltönenden Namen den Vorzug der Schönheit verdienten.

Die in Italien seit dem 11. Jahrhundert bestehenden Universitäten, lange Zeit hindurch neben der von Paris die berühmtesten und besuchtesten Europas, treten anfangs nur in äußerst lose Verbindung mit dem Humanismus; eigentlich hat er sich ja *gegen* sie durchgesetzt, der neue Geist gegen den erbgesessenen mittelalterlich-kirchlichen, Lehr- und Lernfreiheit gegen hergebrachte Studien- und Prüfungsanordnungen und (als hätt' es sich um einen modernen Sprachenstreit gehandelt) klassizistisches gegen scholastisches Latein.

Denn sobald einmal der Humanismus sich programmatisch festgelegt hatte, übten seine Wanderlehrer auf die Jugend weit stärkere Anziehung aus als die Professoren der Hochschulen. Bis in die Zeit Petrarcas Herzenssache einiger weniger Schwärmer, dann Leidenschaft und zugleich auch Mode, wird der Humanismus nun auch ein unter Umständen recht lohnender Beruf. Seine Jünger ziehen ganz wie vor alters Sophisten, Goliarden, ritterliche Sänger, fahrende Spielleute von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt, erklären den Wißbegierigen die lateinische, seltner die griechische Grammatik, diesen oder jenen Autor, diese oder jene Disziplin. Sie leben von Gastfreundschaft, Honoraren, Geschenken und erscheinen so von vornherein auf Gönner angewiesen. Heut in Geld schwimmend, rufen sie morgen trotz aller Eitelkeit doch sehr devot die Mildtätigkeit eines Fürsten, Prälaten, Patriziers an; um die Gunst der akademischen Behörden, ihrer natürlichen Gegner, hätten sie sich wohl meist vergeblich beworben. So sind denn die Stützpunkte des Humanismus und späterhin der Renaissance nicht etwa in altberühmten Hochschulen, dem heilenden Salerno, der lehrenden Bologna zu suchen; mit der eingerosteten Fakultätsgelahrtheit und ihrem pedantischen Betrieb konnten die unterhaltenden, vom Reiz der Neuheit umflossenen Vorträge der Wanderhumanisten erfolgreich wetteifern, solange wenigstens, bis daß jene Anstalten dem Humanismus in Lehrziel, -plan, -weise größeren Spielraum gewährten und ihn zuletzt dadurch, daß sie ihn in sich aufnahmen, sozusagen unschädlich machten. Und ähnlich bei den Kulturvölkern nördlich der Alpen und westlich des Meers.

Aber lang eh dies geschehen konnte, erscheinen neben den unsteten Geschäftsreisenden des Humanismus solide Philologen, welche in regelmäßigen Lehrkursen Jünglinge, namentlich des hohen Adels, um sich scharen, so Vittorino aus Feltre

(vgl S. 22), der glühende Begeisterung für das Altertum mit schlichter Frömmigkeit verband, mithin von dem das Zeitalter kennzeichnenden Widerspruch nicht berührt wurde. Glänzende Erziehungsresultate verschafften ihm eine große Klientel unter Fürsten und Patriziern, was ihn nicht hinderte, auch Unbemittelte „um Gottes willen" aufzunehmen; in seiner Schule oder in der ferraresischen des Zeitgenossen Guarino da Verona († 1460) gingen körperliche, intellektuelle, moralisch-religiöse Ausbildung Hand in Hand. Anfangs ein gewagtes Experiment, ward die humanistische Ausbildung der heranwachsenden Generation allgemach etwas ganz Unerläßliches und der Gymnasialunterricht reichte bisweilen auffallend tief in die sozialen Schichten hinab, andrerseits wieder hoch hinauf, gab es doch eine ganze Literatur über Prinzenerziehung. Im Hause Habsburg z. B. wurden schon Erzherzog Siegmund von Tirol (geb. 1427) und König Ladislaus Posthumus (geb. 1445), sodann Maximilian I (geb. 1459) nach Lehrplänen des Enea Silvio Piccolomini ganz humanistisch erzogen, so daß sich bei einiger Strenge des Hofmeisters der alte Spruch „Cäsar stehe über der Grammatik" in sein Gegenteil verkehren mochte. An solchem Unterrichten nahmen auch wohl die Eltern der Zöglinge teil: kein anmutigeres Beispiel dafür als Johann Hunyady, dessen schwertgewohnte Hand sich ebenso hart zur Feder bequemte wie vormals die Karls des Großen. So viel ist sicher, daß der Typus der europäischen Fürsten, soweit ein solcher über alle individuellen Unterschiede hinweg zu beobachten ist, durch den Humanismus und seine Pädagogik eine wesentliche Veränderung erfuhr: das Ideal der Tapferkeit und Courtoisie wich vor dem der Bildung zurück, der zukünftige Monarch wurde nicht mehr zum Ritter (wie noch Karl V), sondern zum weltmännischen Diplomaten, zum Protektor einer Gelehrtenrepublik erzogen. Wie hätten auch Fürsten solchen

Unterrichts entraten können, die — wie man allen Ernstes forderte — lateinische Reden und Briefe verstehen und beantworten, alte und neue lateinische Poeten geläufig lesen, die Philosophen des Altertums würdigen, Künste und Wissenschaften sachkundig fördern, überhaupt nirgends hinter ihrer Zeit zurückbleiben sollten! In der Reformationszeit kamen noch Bibel und Theologie auf diesen Wunschzettel. So bedurften die Fürsten des Humanismus. Und er hinwiederum war ja grade auf ihre Gunst vor allem angewiesen: gern berief er sich, wie Walther auf Saladin, auf die klassischeren Beispiele eines Mäcenas und Augustus und die ganze neulateinische Dichtung war zu höfischer Schmeichelei stets erbötig, ohne viel nach der Würdigkeit dessen zu fragen, zu dem die Wolken ihres Weihrauchs aufstiegen.

Unter den Fördrern des Humanismus finden wir indessen nicht nur kleine und große Monarchen (Neapel, Ferrara, Mailand, Mantua, Urbino, Rimini, Pesaro, ferner Böhmen, Ungarn, Österreich, Kurpfalz, Württemberg usw), sondern auch reiche Bürger städtischer Republiken, so die sprichwörtlich gewordenen Mediceer, lange nur faktisch, erst spät auch rechtlich Herren von Florenz. Aus diesem Geschlecht ragen namentlich Cosimo (1389—1464) und dessen Enkel Lorenzo (il Magnifico, 1449—92) hervor, die aus persönlichem Interesse wie aus kluger Berechnung nicht nur die in ihrer Heimat zuerst erblühende neue bildende Kunst, sondern auch den Humanismus, dessen drei große Begründer insgesamt toskanischen Blutes waren, durch takt- und verständnisvollsten Mäzenat förderten, „ihren Kredit in Ruhm verwandelnd“ (Gibbon); und schon vor ihnen, schon um 1400, hatten florentinische Bürger, ein Niccolò de' Niccoli u. a., begeistert in die Traditionen der schon früh, von Leonardo Bruni[1]),

[1]) Im Dialog De tribus vatibus Florentinis (die drei Dichter von Florenz, 1401).

als Einheit erkannten Trias Dante-Petrarca-Boccaccio tretend, durch eigne und fremde Arbeit jene Entwicklung eingeleitet, die unter den Medici Florenz zur Hauptstadt des Humanismus und der Renaissance, zum Hirn und Herzen Italiens machen sollte. In der Toscana fand das Studium griechischer Literatur, zumal der griechischen Denker zuerst und dauernd eine Stätte; nicht umsonst hatte in Florenz eins der Unionskonzile (vgl S. 12) getagt. Hier, an der Geschichte des Stadtstaates, übte und entwickelte sich die moderne Geschichtschreibung; von hier aus wirkten fast alle führenden Geister des frühen Humanismus: Chrysoloras, die beiden Staatskanzler Coluccio Salutati († 1406) und Bruni († 1444), Poggio, Ficino; von hier ergossen sich ihre Jünger über Italien, „wie die Griechen aus dem hölzernen Pferd über Troja"; hier versammelte Cosimo, selbst mit Fug als Humanist anzusprechen, die berühmte, bald und oft (auch in Deutschland) nachgeahmte Akademie, sein geistsprühender Enkel Lorenzo einen ähnlichen Kreis von Gelehrten und Dichtern; hier wurden die Größten ihrer Zeit, Leonardo und Michelangelo, geboren. In dieser holdseligen Stadt, die nie dem Gedächtnis, nie dem Herzen ihres Gasts entschwinden kann, verweilt denn auch die moderne Dichtung am liebsten, wenn sie das farbenprächtige Bild der Renaissance heraufbeschwören will: es genügt, an Lenau, Musset, Niccolini, G. Eliot, Gobineau, Meyer, an Th. Mann, Paul Ernst und Weigand zu erinnern.

Hinter Florenz tritt Rom, wiewohl Sitz der höchsten geistlichen Autorität, Ausgangspunkt einer weltumspannenden Politik, zudem die lauteste und glaubwürdigste Zeugin für die Herrlichkeit der Antike, anfänglich zurück. Kein Zufall, daß die beiden Männer, welche Rom dem Humanismus eroberten, aus dem Florentiner Gelehrtenkreise hervorgingen: Tommaso Parentucelli und Enea Silvio Piccolomini, als Nikolaus V (1447–55) und Pius II (1458–64) zwei unan-

sehnliche, studienbleiche Magister auf dem Thron der Gregore und Innocenze. Jener, zum Papst erhoben, „weilen er so fleißig im Studieren gewest“ (Abraham a Santa Clara), erteilte dem Betriebe der klassischen Philologie gleichsam die Sanktion der Kirche, gründete die vatikanische Bibliothek, belohnte mit vollen Händen Forscher und Kopisten, Editionen und Übersetzungen (zumal aus dem Griechischen); excoluit doctos doctior ipse viros [1]), rühmte seine Grabschrift. Pius allerdings, den auch Kenntnisse, mehr doch große diplomatische Gewandtheit von Stufe zu Stufe gehoben hatten, wollte als Papst vor allem Papst sein und manche unkirchliche Lehre, ungeistliche Dichtung seiner Lehr- und Wanderjahre vergessen machen: aber Interesse für wissenschaftliche Forschung, Behagen an geistreicher Geselligkeit, rührende Naturfreude brauchte der liebenswürdigste Mann des 15. Jahrhunderts auch unter der Tiara nicht zu verleugnen. Nach Parentucelli und Piccolomini trug kein eigentlicher Humanist mehr die dreifache Krone, aber wie viele haben den Kardinalspurpur erlangt: Bessarion, Adriano da Corneto († um 1517), Bibbiena (1470—1520), Bembo, Sadoleto (1477—1547), wie manche Päpste noch lateinische Verse geschmiedet! Gewiß, schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, lange vor Reformation und Gegenreformation, mieden, ja bekriegten scharfblickende Kirchenfürsten die heidnisch-diesseitige un- oder widerchristliche Gedankenwelt des Humanismus, da sie nicht mit dem Optimisten Nikolaus an die Möglichkeit, antikes und christliches Wesen zu versöhnen, glauben konnten: gleichwohl war die Hauptstadt der alten Welt dauernd für die Wiedererwecker des Altertums gewonnen und blieb's so lange wie Italien selbst. Ja den äußerlich glänzendsten aller Mäzene der Renaissance, einen Mediceer auf dem päpstlichen Thron, der die Traditionen seines Hauses und jener beiden Vor-

[1]) „Allen Gelehrten erschien er, der Gelehrtere, hold.“

gänger in sich vereinigte, hat man gar als den Brennpunkt aller neuen Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst angesehen und von einem Zeitalter Leos X (1513–21) gesprochen.

Soviel über den Humanismus Italiens, des Landes, wo er keimte und blühte, um später bei den Kulturvölkern des Westens und Nordens die Früchte strenger Wissenschaft zu tragen. Sein Begriff deckt sich, wie schon betont, nicht mit dem, welchen wir jetzt mit dem Wort „Renaissance" verbinden; dieses hat seine eigne, weit zurückreichende und sehr interessante Geschichte[1]) und seit Jakob Burckhardts „Cicerone" (1855) den heut noch geltenden Sinn einer Verschmelzung humanistischer Ideen mit Tendenzen des Christentums und der abendländischen Nationen. So verstanden, greift die Renaissance tief und mächtig in jedes Gebiet abendländischer Kultur ein und wenn der Humanismus in der Literatur- und in der Wissenschaftsgeschichte Epoche macht, so ist sie als eine Periode der Weltgeschichte anzusehen.

Eine völlige Verjüngung, ein neues Leben der menschlichen Gesellschaft hatten, während das Mittelalter zu Ende ging, manche bedeutende Männer ersehnt, erhofft, geweissagt, häufig unter dem eigentlich religiösen (bisweilen durch den Vogel Phönix symbolisierten) Bilde der Wiedergeburt, auch als Wiederaufleben, Neublüte, Wiederherstellung, Befreiung, Verbesserung, Zurückführung (aus einem Exil). „Das Be-

[1]) Literatur S. 4 Abs. 3 zusammengestellt. Das Zeitwort **renasci** (lat.) in unserem oder einem nahverwandten Sinn noch in zwölfter Stunde des Altertums bei Rutilius Namatianus (417; Nachweis Borinskis), bei Humanisten des 15. wie des 16. Jh. (z. B. Ficinus, Melanchthon) sehr häufig; Hauptwort lat **renascentia** (des Christentums) z. B. bei Erasmus, ital. **rinascità** (der Kunst, im Gegensatz zum byzantinischen Stil) anscheinend zuerst bei Vasari (1550) dafür später **rinascimento**. Fz. **renaissance** seit dem 18. Jh. zunächst als kunst-, dann als allgemein kulturgeschichtlicher Begriff ganz allgemein (Voltaire, Barthélemy, Sismondi, Aug. Wilh. Schlegel); ins Deutsche, auch zunächst nur im Sinn einer Periode der Kunst, vor 1840 übernommen.

wußtsein," urteilt Burdach, „daß aus den alten, ewigen, verschütteten Quellen des Lebens, aus dem Ursprünglichen des Menschentums, von denen man weit abgetrieben worden ist, ein großes Neues, eine Umwertung, eine Wandlung kommen müsse, und daß sie nahe sei, sich vorbereite und vollziehe, ist die Wurzel der Kulturbewegungen, die wir Renaissance und Reformationen nennen"; und allerdings erstrebten früheste und bedeutendste Humanisten (nach den Worten desselben Forschers) „nicht einen mühseligen Aufbau alter Trümmer, sondern einen Neubau nach eigenem Plan", zur Verwirklichung politischer, religiöser, ethischer, wissenschaftlicher Ideale. In solch ein halb unbewußtes Hoffen und Bedürfen münden, von verschiedenen modernen Gelehrten aufgedeckt, sehr verschiedene Gedankengänge des Mittelalters aus: ritterliche und asketische, ketzerische und mystische, romantische und fortschrittliche. Der Humanismus spricht in der Renaissance nur das letzte, aber das entscheidende Wort.

Als selbständige und vorherrschende Geistesströmung behauptet er sich in Italien, seinem Ursprungsland, bis um die Mitte des Cinquecento, anderswo versiegt er gleichzeitig oder früher. Die öffentlich angestellten, gesetzt und sittlich lebenden, humanistisch geschulten Gymnasial- und Hochschulprofessoren, die schließlich an Stelle der Wanderlehrer und Hofphilologen treten, vermögen es nicht, ihm die oberste Stelle im Reiche der verselbständigten Wissenschaften länger hinaus zu sichern, aber sie bewahren wenigstens sein formales Können, seine Belesenheit, seine pädagogischen Prinzipien, seine Begeisterung für das klassische Altertum bis auf unsre Tage. Die sog. akademische Bildung, in deren Umgrenzung sich erst in der Gegenwart augenfällige Verschiebungen vollziehen, das folgenschwere, schon im 17. Jahrhundert heiß umstrittene, nunmehr wohl endgültig überwundene Dogma von der Unübertrefflichkeit altklassischer Kunst und Wissen-

schaft, das kritische Bestreben jeder historischen Forschung — dies alles und viel andres mehr erscheint als Vermächtnis des Humanismus an die auf ihn folgenden Geschlechter. Wohl, dies Erbe hat der Neuzeit nicht durchaus und nicht in alle Wege zum Segen gereicht; aber wer vermöcht' es aus ihr hinwegzudenken?

2. Kapitel

Erfindungen. Entdeckungsreisen. Naturerkenntnis

So vielgestaltig und weitreichend die Wirkungen des Humanismus waren, er allein hätte nimmer vermocht, die Kultur Europas so völlig umzugestalten, wie im Renaissancezeitalter geschah; hierzu mußten sich ihm die vielen genialen Erfindungen des 14., 15., 16. Jahrhunderts beigesellen, deren jede einzelne einen Kometenschweif von Fortschritten und Neuerungen nach sich zieht.

Als früheste erscheint (um 1300) die Verbesserung des Kompasses, einem Flavio Gioja in Amalfi zugeschrieben. Die Anziehungskraft des Magneten war schon dem klassischen Altertum, seine Nordsüdweisung dem Orient und von da aus, wohl durch die Kreuzzüge, dem Abendland bekannt geworden. Aber zu systematischer Verwertung der wundersamen Nadel für die Schiffahrt, zur Einrichtung des Kompasses mit seiner Windrose gelangten anscheinend erst die Zeitgenossen Dantes oder die ihnen unmittelbar vorangehenden Generationen. Nun erst durfte sich die Schiffahrt ohne Tollkühnheit von der Küste weg auf die hohe See wagen; statt daß, wie in alten Matrosensagen, ein gräulicher Magnetberg die Schiffe vom Kurs ablenkte oder gar zerstörte, geleitete jetzt der Magnet, dieses winzige Stück Eisen, die Portugiesen um Afrika herum nach Asien, den unerschütterlichen

Colombo nach Amerika, Magalhães um den Erdball. Von all den Erweiterungen menschlicher Herrschaft über die Natur dünkt keine unscheinbarer, wurde keine folgenreicher: „mit ihr“, sagt Herder, „war den Europäern die Welt gegeben“. Genauere Beobachtungen des Erdmagnetismus stellten sich mit Notwendigkeit ein. Innerhalb des Zeitraums, dem unsre Betrachtung gilt, entdeckte Colombo (auf seiner ersten Reise 1492) die allerdings schon früher vereinzelten Gelehrten bekannte magnetische Deklination („Variation“) und ihre geographische Veränderlichkeit, fand auch als erster eine Linie ohne östliche oder westliche Abweichung; Georg Hartmann in Nürnberg blieb es vorbehalten, 1543 die Inklination zu konstatieren.

Einige Jahrzehnte höchstens liegen zwischen der Verbesserung des Kompasses in Italien und der Herstellung des Schießpulvers durch einen Deutschen. Hier wie dort eigentlich ein Wieder- oder Weiterfinden. Nun öffnet sich der Fernblick auf die Erfindung und die stetige Vervollkommnung der Handfeuerwaffen (gegen 1400 Lunten-, nach 1500 Radschloß) und der Geschütze, „deren rauher Schlund“, wie Othello rühmt, „des ew'gen Jovis Donner widerhallt“; auf die allmähliche Verdrängung der mittelalterlichen Schutz- und Trutzwaffen, der glänzenden Rüstung, des ritterlichen Speers, der Armbrust Wilhelm Tells, des langen Bogens, mit dem England seine Schlachten gewann; auf ein Häuflein spanischer Konquistadoren, vor deren Arkebusen und Feldschlangen ganze Heere kriegerischer Amerikaner zerstieben; auf gänzliche Umgestaltung des Kriegsvolks und somit der Gesellschaft, auf Massenheere, in denen die Tapferkeit des Einzelnen verschwinden muß, auf das „Volk in Waffen“, wie es schon vor Macchiavellis Seherblick stand; auf eine ganz neuartige Strategie und Fortifikation, auf moderne Kriegsmarine und Küstenverteidigung. So bewegte deutscher

Erfindungsgeist zum erstenmal die Welt. Nicht nur die Landsleute des sagenhaften Berthold Schwarz, auch die Nachbarvölker behieltens im Gedächtnis, daß, nach den Worten eines französischen Humanisten (1517), zuerst den Deutschen Vulkan jene Schreckenswerkzeuge in die Hand gelegt; aber gern hätte auch mancher deutsche Haudegen gleich Ariosts rasendem Roland das „verfluchte Rohr, zu Sünd und Mord erkoren", ins Meer, wo es am tiefsten ist, versenkt, denn nun kam die Zeit, wo ein großer Arithmetiker wie Cassio auch unter den Fahnen mehr galt als der im Waffendienst erprobte Jago.

Der allgemeine Gebrauch von Glaslinsen zur Bewaffnung des normalen wie des geschwächten Auges gehört ebenfalls dem frühen 14. Jahrhundert und speziell den Italienern an, wiewohl auch in diesem Fall einzelne glückliche Beobachter, so im 13. Jahrhundert Roger Bacon, ein Stückchen Priorität geltend machen könnten. Zur Zeit Reuchlins hat sich die Brille, der „Augenspiegel", schon auf der Nase des Gelehrten festgesetzt. In der Folge erschafft sich, verhältnismäßig langsam, die Forschung ihre Tele- und Mikroskope, geistreiche Kombinationen mehrerer Linsen, die dem Blick gestatten, den Weltraum auf Milliarden Meilen hin zu durchdringen und ebensoleicht das unendlich Kleine zu erfassen — all dies aber erst in Zeiträumen, auf welche diese unsre Schilderung kein Recht mehr besitzt.

Metalldrähte hatte man in alter und mittlerer Zeit geschmiedet, später auch wohl durch ein überaus mühsames Verfahren, immer aber bloß mit menschlicher oder tierischer Kraft „gezogen"; um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde in Deutschland und zwar im kunstreichen Nürnberg ein mechanisches Verfahren des Drahtzugs gefunden, Muskel- durch Wasserkraft ersetzt und ein wichtigster Konsumartikel stark verbilligt. Derart schon lebhaft angeregt, nahm die

Eisenindustrie um 1400, in welche Zeit die Erfindung des Eisengusses, der Übergang von handwerksmäßiger Darstellung des Roheisens zum fabrikmäßigen Hochofenbetrieb fällt, bisweilen bereits ganz moderne Dimensionen und Formen an, in großem Stile Werte schaffend, Arbeit gebend, den Markt beherrschend, den Nationalwohlstand fördernd, Proletariat erzeugend.

In das erste Viertel des 15. Jahrhunderts hat man bisher die Erfindung des Holzschnitts gesetzt; neuere Forschungen wollen das Datum noch um einige Jahrzehnte zurückschieben. Jedenfalls fiel auch diese Erfindung nicht vom Himmel: hatten doch schon älteste und alte Kulturvölker in Afrika, West- und Ostasien, Europa gestempelt, gemünzt, gesiegelt, Zeuge bedruckt, mit metallenen und hölzernen Druckstempeln Schrift- und Bildzeichen vervielfältigt; aber die kunst- und geschäftsmäßige Anwendung dieses Verfahrens zur Reproduktion von Bildern, dann von Bildern mit Text und von Texten ohne Bilder auf dem in Ostasien erfundenen, nunmehr das teure Pergament verdrängenden Papier datiert erst aus der luxemburgischen Ära und geht der Buchdruckerkunst unmittelbar voran. Wenige Jahrzehnte später, jedenfalls schon um 1440, tut in Deutschland (das mit Frankreich um die Ehre der Erfindung des Holzschnittes streitet) Johannes Gutenberg (1395 etwa bis 1468) aus Mainz den entscheidenden Schritt zur Erfindung des Typendruckes. Obwohl die Xylographie schnell dahin gelangt war, nicht nur naive Linien bildlicher Darstellungen, sondern auch Worte und Sätze in Holztafeln zu schneiden, so war doch dieser „Tafeldruck" ebenso umständlich wie schwierig und kostspielig geblieben. Die Neuerung aber bewegte sich in folgenden Etappen: Herstellung einzelner beweglicher, gleich hoher Lettern (statt der alten Texttafeln) aus haltbarem, eines oft wiederholten Gebrauchs fähigem Material; Typenguß; Anwendung der

Presse — alles Weitere schloß sich schnell an, so daß die Typographie wie Herakles schon in der Wiege Wundertaten verrichtete. War vorher die Herstellung von Büchern mittels Holzschnitts (Blockbüchern) dadurch sehr erschwert, daß jede Seite jedes Buches für sich allein geschnitten werden mußte und der ohnehin bald abgenützte Schnitt nur eben für diese Seite und sonst nicht zu verwenden war, so konnte nun mit einigen Dutzend Gußformen ein für allemal „Schrift" in beliebig großer Menge zu beliebig freier Kombination erzeugt, die geistige Produktion zeitlich und räumlich beschwingt werden.

Fast gleichzeitig mit dieser Erfindung fällt die des Kupferstichs, der sich aus dem sog. Niello der Goldschmiede entwickelt hat. Der Holzschneider arbeitet die für den Abdruck bestimmten Partien aus der Fläche heraus, der Kupferstecher in die Fläche hinein: dort kommts auf „Hochdruck" an, hier auf „Tiefdruck" (Hineinpressen des Druckpapieres in die Vertiefungen einer Metallplatte). Auch diese Erfindung weist, wie mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet wird, nach Deutschland, obgleich Italien, Heimstätte der vervollkommten Niello-Technik, stets Ansprüche auf die Priorität erheben wird. Gewiß, der Kupferstich greift nicht so mächtig ins Rad der Kulturgeschichte ein, wie der Buchdruck, aber in der Entwicklung der Flächenkunst macht er Epoche, erzeugt im Laufe der Jahrhunderte ein neues Reproduktionsverfahren nach dem anderen (gleich zu Beginn des 16. Jahrhunderts auf deutschem Boden das Radieren), wetteifert an Ausdrucksfähigkeit mit der Malerei, drückt den größten Meistern den Grabstichel in die Hand und stellt sich, gleich dem Holzschnitt, illustrierend in den Dienst der Literatur.

Hiernächst sei der Taschenuhren gedacht; man konstruierte sie seit etwa 1500, sicherlich zuerst auf deutschem Boden. Das Mittelalter hatte noch nicht verstanden, seine Zeitmeß-

apparate auf so bequeme Kleinheit zu reduzieren; den Söhnen der Neuzeit erleichterten die (angeblich von Peter Henlein ersonnenen) „Nürnberger Eier" nicht nur den täglichen Verkehr, sie leisteten auch exakten Beobachtungen der Naturforscher, Ärzte, Seeleute großen Vorschub.

An all diese Erfindungen gewöhnte sich die überreich beschenkte Menschheit schnell: Kompaß und Schießpulver, Brillen und Taschenuhren, Eisengießereien und Hochöfen, Holzschnitt und Kupferstich gliederten sich so leicht der Gesamtkultur ein, als hätten sie ihr von jeher angehört; der glänzendste Siegeszug war doch dem Buchdruck beschieden. Wenn auch (vgl S. 16) die Humanisten und Mäcene Italiens den deutschen Fund anfangs wie etwas Banausisches oder Barbarisches ablehnten, so erwies sich dafür das große Publikum allenthalben außerordentlich dankbar, auch jene Abneigung wandelte sich in Bewundrung und der Lobsprüche auf diese edle Kunst (denn das und nicht ein Gewerbe wollte die Typographie sein) war vorerst kein Ende. Persönliche Tradition mußte allerdings noch etliche Jahrzehnte hindurch das Verfahren von Stadt zu Stadt, von Land zu Land tragen; fast überall erscheinen Deutsche als Begründer dieser neuen Industrie, die in den 60er Jahren des Quattrocento in Italien (zunächst in der Nähe Roms) und der Schweiz, im nächsten Jahrzehnt in Frankreich, den Niederlanden, England, Spanien, Ungarn, Böhmen, zuletzt in Schweden, Portugal, Dänemark, Polen, Rußland (1564), 1539 gar in der Neuen Welt (Vera Cruz), 1557 in Ostindien (Goa), 1583 in Afrika Fuß faßt. Während nun die Handschriften, Jahrtausende hindurch Bewahrerinnen und Verbreiterinnen alles Wissens, sich, wie die ebenfalls nun entbehrlichen Helme und Harnische, als Luxusartikel noch in zwölfter Stunde mit allem Zauber der Renaissancekunst

umgeben, werden die gedruckten Bücher von Jahr zu Jahr billiger, gefälliger, handlicher, sie ahmen in der Ausstattung ihres Textes durch Bilder, Landkarten, mathematische Figuren die Handschriften nach, nur daß auch der Buchschmuck nunmehr nicht der Hand des Miniators, sondern den graphischen Künsten übertragen wird, und das Buchgewerbe schließt mit dem Humanismus ein enges Bündnis, ja in Manuccio, Regiomontan, Amerbach, Platter, Etienne und vielen anderen förmliche Personalunionen. Man erkennt staunend die agitatorische Kraft bedruckten Papiers; „mit jeder Tagesstunde vom ersten erwachenden Morgenstrahl an wachsen dieser literarischen Fama die Schwingen, bis an den Rand der Erde" (Herder). Einen auffallend großen Teil der Inkunabeln (Wiegendrucke, vor 1500 gedruckten Bücher) beansprucht altes und neues Latein, neben welchem sich die Landessprachen nur allmählich zur Geltung bringen: gehört doch bezeichnenderweise zu den allerersten Büchern, die Gutenberg schuf und deren Reihenfolge heute nicht ganz feststeht, eine lateinische Grammatik, deren Herstellung auch schon den Holztafeldruck wiederholt beschäftigt hatte. 1476 (vielleicht schon 1473) scheint zum erstenmal mit Musiknotentypen, 1475 mit hebräischen, 1476 (in Mailand) mit griechischen, 1505 mit arabischen Lettern gedruckt worden zu sein. — Wer möchte es den Deutschen verargen, daß sie, stolz auf diese und andere herrliche Erfindungen, bisweilen sogar die hochgepriesene Antike über die Achsel anschauten: hatten doch selbst Cäsar, selbst Cicero noch nichts von Geschützen, nichts von Druckpressen gewußt.

Bis zum 14. Jahrhundert hin hatte das mittelalterliche Europa seine Kenntnis der Erdoberfläche nur selten, unmethodisch und, von kühnen Wikingerfahrten des 10. und 11. Jahrhunderts abgesehen, zumeist auf dem Landwege nach Osten

und Süden hin erweitert; aber kaum war der Gebrauch des Kompasses verallgemeinert, da ward auch schon durch die seetüchtigen Portugiesen, Europas Piloten, das aus Odysseen und Iliaden verschwenderisch zusammengesetzte Riesenepos des Entdeckungszeitalters eingeleitet. Anfangs (14. Jahrhundert) wagten sie sich zu den Nordwestafrika vorgelagerten, schon dem Altertum bekannten Inseln, von den nächsten Generationen ward Schritt für Schritt die afrikanische Westküste bis zur Südspitze des dunklen Weltteils (1486 Bartholomeu Dias) aufgehellt und noch vor Anbruch das 16. Jahrhunderts die kühne Fahrt ums Kap, mit dessen Namen die heldenmütigen Lusiaden ihre Hoffnungsfreudigkeit verknüpft hatten, nach dem ostindischen Kalikut von Vasco da Gama vollbracht (1497—99). In den folgenden Dezennien traten Süd- und Ostasien bis nach China und Japan hin aus dem Bereich antiker und mittelalterlicher Fabeln oder unzulänglicher Reiseberichte in den Sonnenschein der Neuzeit.

Mit so großartiger Folgerichtigkeit vollzog sich das Entdeckungswerk der Portugiesen und konnte sich so vollziehen, weil ihm von vornherein der Atlas des Mittelalters seine Aufgabe im großen und ganzen richtig vorzeichnete; aber schon fünf Jahre vor da Gamas Ausfahrt hatte der Genuese Christoforo Colombo (1446—1506) in spanischen Diensten westwärts den Atlantischen Ozean durchmessen, das Ostgestade der Alten Welt suchend und eine Neue (12. Okt. 1492 San Salvador) findend, von der kein antiker Autor jemals Bericht gegeben. Nun ward auch hier der über Inseln und Festlandküsten liegende Schleier fast alljährlich höher gelüftet und Seefahrer der verschiedenen westeuropäischen Nationen wetteiferten in der Erschließung des neuen Kontinents, dessen Boden Colombo auf der dritten seiner vier Reisen (1498) betrat, nicht ehe seine Landsleute Giovanni und Sebastiano Caboto Neufundland und Labrador für England

entdeckt hatten (1497). Die südliche Spitze des Weltteils zu finden und zu umfahren, blieb wiederum einem Portugiesen, Fernão de Magalhães, vorbehalten. 1519 begann er (20. Sept.) mit spanischen Schiffen eine Reise, die 1522 (6. Sept.), ein Jahr nach seinem Tod, endete und wichtig geworden ist, weil sie die Inselwelt des (schon 1513 von Vasco Nuñez de Balboa entdeckten) Stillen Meeres erschloß, fernsten Zeiten aber berühmt als erste Umseglung des Erdballs: wozu Ariosts Astolfo eines zaubrischen Flügelpferds bedurfte, hier war es ohne alle Magie, durch menschliches Wissen, Können und Wagen getan. Um 1550 war die Westküste Amerikas[1]) vom Kap Horn bis zum 40. Grad nördlicher Breite, die Ostküste bis nah an den nördlichen Polarkreis hin bekannt, hatten die Spanier nicht nur die Antillen, sondern mit beispielloser Kühnheit und dem Zauber der Feuerwaffen auch zwei mächtige indianische Kulturstaaten (Mexiko 1519—21, Peru 1531) ihrem jungen Monarchen, in dessen Reich hinfort die Sonne nicht mehr unterging, gewonnen, war Amerika dem Vorstellungsgebiete des Europäers völlig eingegliedert, der Erdball nach Magalhães noch viermal umkreist worden.

Dies in gedrängter Übersicht das Resultat eines dritthalbhundertjährigen Riesenaufwandes von Intelligenz, Energie, Mut, Ausdauer, Glaubenseifer, Vasallentreue, Abenteuerlust, Gewinnsucht. Politisch und wirtschaftlich machten sich die Entdeckungen dem Abendlande im Renaissancezeitalter schon sehr merklich fühlbar; nicht minder bedeutsam wurden sie für die Bereicherung des Wissens von der Welt und für die exakten Wissenschaften überhaupt. Sie erweiterten den Gesichtskreis der Bildung scheinbar ins Ungemessene und schlossen ihn doch wieder ab. Sie eröffneten völlig neue Erdstriche, unter ganz eigenartigen klimatischen, nationalen,

[1]) so benannt seit 1507, nach dem Seemann, Kartographen, Literaten Amerigo Vespucci († 1512) aus Florenz.

sozialen Bedingungen stehende Länder und gleichzeitig erschien doch die Erde den Zeitgenossen Colombos als ein einheitlicher, nun erst zweifellos kugelförmiger Weltkörper, auf allen Teilen seiner Oberfläche denselben Naturgesetzen unterworfen, auch da, wo die Phantasie alter und mittlerer Zeit das Lebermeer und den Horst des Vogels Rock, Kyklopen und Pygmäen, Arimasper und Hundsköpfe vermutet hatte. „Die letzte Folge der großen geographischen Entdeckungen war die Flucht der guten Geister von der Erde. Die seligen Gefilde, Elysium, sowie der Garten Eden wichen anfangs in die fernsten Meeresküsten und über den Ozean zurück, hoben sich später von der Erde, wie das Eldorado in den maurischen Phantasien, zu den Wolkenspitzen empor und flüchteten endlich zu den Sternen. Als aber die aufblühende Astronomie sogar im Bau des Himmels den Zauber zerstörte, verschwand das Paradies auch aus den Räumen des Äthers" (Apelt). An Stelle geheimnisvoller Regionen überall Objekte realer Erkenntnis. Jeder Tag brachte, nach dem Wort eines Zeitgenossen, neue Wunder aus der Neuen Welt, aber wie bald wurde man mit diesen Wundern vertraut. Die Europäer lernten eine zwar nirgends im mittelalterlichen Sinn wunderbare, aber doch völlig fremdartige Fauna und Flora, ja bislang unbekannte Menschenrassen kennen: neuen Stoff und neue Aufgaben für die Naturbeschreibung; dem Vergleich, einem Lebensprinzip aller Wissenschaft, öffnete sich Tür und Tor. Und mußte nicht von diesen Entdeckungen überhaupt auf den Geist der Zeit etwas Kühnes, Eroberndes übergehen? „Es wird eine Zeit kommen", hatte Seneca geweissagt, „da die unermeßliche Erde offenliegen wird, da die Seefahrer neue Länder entdecken werden und Thule nicht länger das fernste unter den Ländern sein wird." Nun war sie da, diese Zeit. Utopisch, ja gotteslästerlich erscheinende Projekte hatten sich verwirklicht; was sollte nun noch unerreichbar sein?

Nächst den Erfindern und Entdeckern aber ist die damalige Naturerkenntnis den humanistischen Philologen tief verpflichtet. Denn die Einzeldisziplinen waren noch nicht so hoch entwickelt, drum nicht so scharf voneinander gesondert wie jetzt, so daß es nicht befremden darf, bei vielen Renaissancegelehrten philologische mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Arbeiten gepaart zu finden. Da sich die Philologie, deren Interesse allen klassischen Autoren, Dichtern wie Gelehrten, gleichmäßig galt, in vollem Aufschwung befand, so riß sie naturgemäß alle anderen Wissenschaften mit sich; auf diesem Wege trat die Entwicklung des Humanismus in ursächlichen Zusammenhang mit dem Aufblühen moderner Naturerkenntnis. Daß die in Italien entfesselte humanistische Bewegung sich in mehr als einer Hinsicht erst diesseits der Alpen in segensreiche Arbeit umsetzt, daß jenes Bündnis der Philologie und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung zumeist und am glänzendsten durch Deutsche verkörpert wird, gereicht dieser Nation zu nicht geringem Ruhm.

Als Fördrer der Mathematik, deren theoretischer und praktischer Wert für alle exakte Forschung eben damals klar erkannt wurde, weist die Renaissance zunächst drei Männer auf, die nahezu gleichzeitig lebten und stark aufeinander einwirkten: Nikolaus Cusanus (aus Kues an der Mosel, 1401 bis 1464), den Oberösterreicher Peurbach, den Franken Regiomontanus. Der Erstgenannte, welcher es vom Freischüler bis zum Kardinal brachte, in den kirchen- und reichspolitischen Wirren seines Zeitalters eine hervorragende Rolle spielte und nun, unfern von Michelangelos Moses, in S. Pietro in Vincoli ausruht, betätigte sich, überall gleich kühn und originell, als Kanonist und Historiker, Philolog und Philosoph, Astronom und Mathematiker; mit einer so erstaunlich vielseitigen Gestalt hat der Klerus den Ablauf seines Bildungsmonopols bezeichnet. Von dem alten Problem der Quadratur des

Zirkels ausgehend, gelangte Cusanus auf dem festen Boden theoretischer Geometrie zu wertvollen Entdeckungen und vielseitig wie er war, wußte er sie vielfach auszunützen. Um die Trigonometrie machten sich vor allem die Oberdeutschen Peurbach und Regiomontanus verdient, deren beider Lebenslauf über Wien führt; sie haben diese Hochschule dem Humanismus und der humanistischen Mathematik gewonnen. Der mit Cusanus befreundete Peurbach wird als erster genannt, der an der alma mater Rudolfina Vorlesungen in humanistischem Geist hielt (um 1454); er erklärte den Studenten klassische Autoren, nicht als Professor, sondern in einer etwa unseren Privatdozenturen entsprechenden Funktion, als Magister der freien Künste. Aus der Philologie also ging er hervor; seine mathematischen Studien wurzelten denn auch in philologischer Beschäftigung mit den antiken Mathematikern und Astronomen, deren Texte er von Entstellungen reinigte und kommentierte; auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse versuchte er sich dann erfolgreich an der Lösung und theoretischen Auswertung goniometrischer Probleme. Im 38. Jahre (1461) starb er, als Lehrer noch weit mehr denn als Schriftsteller gefeiert. Auch sein bedeutendster Schüler Regiomontanus (geb. 1436 im heutigen Koburgischen) beschäftigte sich zunächst damit, antike mathematische Autoren korrekt herauszugeben, gelangte also ebenfalls über die Brücke der Philologie zur Mathematik und zwar zur ebenen und sphärischen Trigonometrie. Wir finden ihn in Wien, Italien, Ungarn; man wetteifert, ihn zu gewinnen, ihn festzuhalten; endlich zieht er sich nach Nürnberg, „dem Mittelpunkt Europas“, zurück, um dort in Ruhe an seinen Instrumenten, Maschinen und Zahlenreihen zu arbeiten, Umgang mit heimischen und fremden Gelehrten zu pflegen. Nach Rom berufen, wo er bei der von der Kurie geplanten Kalenderreform mitwirken sollte, starb er

schon 1476; zwei Jahre vorher hatte er sein astronomisches Hilfsbuch, die berühmten Ephemeriden, veröffentlicht, zunächst als Blockbuch, aber schon 1475 und ungezählte Male später in Typendruck.

Was die unmittelbare Anwendung mathematischer Lehre auf graphische Darstellung des Körperlichen in der Ebene, die sog. darstellende Geometrie oder Projektionslehre betrifft, so muß hier wenigstens der große Name Albrecht Dürers (1471—1528) genannt werden, dessen „Underweysung der Messung" (1525) sich wie über vieles andre so auch über Konstruktions- und Perspektivfragen verbreitet und, an antike oder antikisierende Traditionen anknüpfend, mathematisches Wissen für künstlerische und kunstgewerbliche Zwecke ausnützt. Auf wie vielen Gebieten nun vollends hat sich Dürers ältrer Zeit- und Kunstgenosse Leonardo da Vinci (1452—1519) versucht und mit welcher Genialität! Kein Gebiet der Physik blieb seinen kühnen mathematisch-technischen Ideen fremd, weder Mechanik noch Hydraulik, weder Akustik noch Optik noch Wärmelehre; wenn sich dieser Erzvirtuose vermißt, schlechterdings alles machen zu können, wahrlich, man bedenkt sich, ihn Lügen zu strafen. Ihm wie Dürer kam es weit weniger auf theoretische Erkenntnis an als auf praktische Verwertung; gleichwohl übertraf dieser universellste Mensch einer universellen Periode alle Mitlebenden an physikalischem Wissen, seine Konstruktionen aber führten hart an und über die Schwelle modernen Maschinenbaues, sogar schon der Flugtechnik.

Wie in der Physik, so übernehmen auch in der Algebra, der Wissenschaft von den Größen im allgemeinen, die Italiener die Führung. In Italien wurde 1487 das erste Buch algebraischen Inhalts gedruckt; Girolamo Cardano († 1576), der uns noch unter den Philosophen der Renaissance entgegentreten wird und, beiläufig bemerkt, in der Beleuchtungs-

technik Epoche machte, schritt schon zur Lösung von Gleichungen dritten und vierten Grades vor. Der Gebrauch der Buchstaben des Alphabets für algebraische Größen wurde unmittelbar nach dem von uns betrachteten Zeitraum durch den Franzosen Vieta (Viète † 1603) allgemein; die Befruchtung andrer Felder der Mathematik durch die sich stattlich entfaltende Algebra, deren Traditionen über die Araber zurück ins Altertum reichten, blieb nicht aus.

Von systematischem Ausbau der ebenfalls in islamitischer Kultur wurzelnden Chemie konnte in einem Zeitraum, dem noch der klare Begriff dieser Wissenschaft fehlte, nicht wohl die Rede sein; aber verschiedene Faktoren wirkten zusammen, um die Zahl sicherer Einzelerkenntnisse ständig zu erhöhen: die vom Mittelalter ererbte, nach dem Stein der Weisen und dem Lebenselixir fahndende Alchimie, die Arzneilehre mit ihren stetig wachsenden Bedürfnissen, dann kräftig aufblühende Gewerbe wie Färberei, Keramik, Glasfabrikation, endlich die metallurgischen Betriebe, in deren Dienst der obersächsische Arzt und Humanist Georg Agricola (1494—1556) den von Berg- und Hüttenmännern in Jahrhunderten aufgehäuften Schatz mineralogischer, chemischer, erdgeschichtlicher Erfahrungen ordnete und darstellte. Das Verfahren Agricolas, den philologisch gereinigten und kommentierten Text naturwissenschaftlicher Klassiker, z. B. des älteren Plinius, durch Erfahrungstatsachen und eigne scharfsichtige Beobachtung gleichsam zu kontrollieren und abzurunden oder auch kritisch zu widerlegen, mag als typisch für die sonstige wissenschaftliche Naturbeschreibung der Renaissance gelten.

Auf keinem Gebiet erscheinen die Erkenntnisfortschritte dieses Zeitalters gewaltiger als auf dem der Astronomie, welche sich freilich die Verquickung mit abenteuerlichstem astrologischen Aberglauben gefallen lassen mußte, so daß selbst die großen Männer, welche im Dienste der Astronomie als

exakte Forscher tätig waren, glaubten oder den Glauben heucheln mußten, Wohl und Wehe einzelner Menschen sei durch die Konstellation der Himmelskörper bedingt und (bedingungsweise oder unerbittlich) prophezeit. Wohl erhoben immer zahlreicher selbständige Denker, so Petrarca, Pico della Mirandola, Guicciardini, Ariost, der Wiener Universitätslehrer Heinrich von Langenstein, Morus, Erasmus, Luther und ebenso auch die doch ganz mittelalterlich denkenden italienischen Bußprediger energischen oder vorsichtigen Einspruch gegen diese dem Glauben wie der Vernunft, der göttlichen Allmacht wie der Willensfreiheit widerstreitende Anschauung, doch noch auf lange Zeit hin ohne wesentlichen Erfolg, zumal da die Astrologie, ähnlich wie die goldsuchende Pseudochemie, sich dauernder Gunst fürstlicher Dilettanten erfreute, in italienischen und neulateinischen Versen besungen, an Hochschulen vorgetragen wurde: und hatte sie nicht das Zeugnis der gesamten Antike für sich?

An die Entwicklung der Mathematik gebunden, wird die Sternkunde in der Renaissancezeit vornehmlich von Deutschen und zwar von den uns schon bekannten Mathematikern gefördert. Die bereits in der Antike auftauchende Hypothese, daß sich die Erde um ihre Achse, daß sie sich um die Pole des Himmels drehe, wurde von Cusanus erneuert, ohne natürlich die herrschenden „geozentrischen" Systeme zu erschüttern; mochte immerhin auf Grund dieser letzteren eine Reihe himmlischer Erscheinungen nur durch die gezwungensten Schlüsse Erklärung finden! So belebt also der Humanismus jene alten, vom Altertum selbst vergessenen Theoreme wieder, zugleich aber stärkte er doch durch erneutes Studium des Astronomen (und vermeintlichen Königs) Claudius Ptolemäus[1]) die geozentrischen Vorstellungen vorläufig noch

[1]) 2. Jahrh. n. Chr.; Hauptwerke der von Georgios Trapezuntios für Nikolaus V übersetzte „Almagest" und (s. u.) die „Geographie".

viel mehr. Auch die Verbesserung des alten, mit dem faktischen Sonnenjahr immer auffälliger disharmonierenden Kalenders brachte Cusanus in Vorschlag, ein Jahrhundert vor ihrer Verwirklichung!

Die Überlieferungen des Altertums von mittelalterlichen Entstellungen zu befreien und dann zu überprüfen, fiel auch auf diesem Gebiete dem trefflichen Peurbach zu, dessen Theoricae novae planetarum das Weltsystem des Ptolemäus mit den Lehren noch älterer Astronomen in Einklang zu setzen wußten und sich bis auf Kopernikus als Hand- und Lehrbuch der höheren Astronomie behaupteten. Regiomontanus seinerseits erscheint als Beobachter großen Stils. Durch Verbesserung des Astrolabiums, durch Erbauung der ersten Sternwarte auf deutschem Boden (vielleicht auf christlichem überhaupt? 1472 in Nürnberg) gewann er Daten und Tatsachen der Sternwelt in einer bis dahin nicht erreichten Fülle und für seine Folgerungen eine Basis von wünschenswertester Sicherheit. Seine bereits erwähnten Ephemeriden, dazu das verbesserte Astrolab ermöglichten sofort praktische Ausnützung gelehrter Beobachtungen und Rechnungen durch die Schiffahrt, der das 16. Jahrhundert dann noch die Taschenuhr bescherte; mitten in der Wasserwüste vermochte nun der geschulte Kapitän seinen jeweiligen Ort auf der Erdoberfläche zu bestimmen und, diese Erkenntnis mit den Weisungen der Magnetnadel kombinierend, sein Fahrzeug mit sicherer Hand quer durch das Atlantische oder das neuentdeckte Stille Meer zu steuern. Vordem hatte sich der Seemann mit der (an der Sonne oder durch den Kompaß) ermittelten Fahrtrichtung und einer beiläufigen Schätzung der Schiffsgeschwindigkeit (die sog. Schiffsrechnung) behelfen müssen, um sich die Frage: „Wo bin ich im Augenblick?“ zu beantworten, und so staunenswert richtig solche nautische Schätzungen, auf deren Grund die ältesten Seekarten ent-

standen, oft ausfielen, so häufig waren sie natürlich groben Irrtümern ausgesetzt, die jederzeit Katastrophen heraufbeschwören konnten. Gedenkt man bewundernd der Männer, die den Seeweg nach Ostindien fanden, Amerika aus dem Weltmeer hervorzauberten, den Erdball umsegelten, so bleibe auch Regiomontanus, der seinerseits wieder Cusanus und Peurbach voraussetzt, als Schutzgeist der Entdecker unvergessen. Aber selbst seinen Ephemeriden, deren Name noch heute von strengwissenschaftlichen Publikationen weiter geführt wird, diesen Resultaten exakter Beobachtung hat Regiomontanus ein astrologisches Schwänzchen angehängt — ob guten Glaubens oder nicht, ist fast gleichgültig. Und das christliche und das sarazenische Mittelalter, selbst wieder Erben des Altertums, ragen noch allerorten weit über die Renaissance in die neue Zeit herein; auch Kepler und Brahe noch haben bei aller Verwahrung gegen die Astrolatrie (Über-Astrologie und Sternkultus) einen Kausalzusammenhang zwischen siderischen und menschlichen Dingen behauptet, der weltfremde Rudolf II und der weltkluge Wallenstein an ihn geglaubt — und selbst zu Newtons Zeit ist der alte Wahn nicht ganz abgetan.

Ohne den gewaltigen Aufschwung der Trigonometrie und Astronomie wäre auch die vielleicht bedeutsamste wissenschaftliche Entdeckung der ganzen Renaissance undenkbar, das „heliozentrische" System des ermeländischen Domherrn Nikolaus Kopernikus (1473—1543), das erst im Todesjahre seines Entdeckers durch das Werk De revolutionibus orbium caelestium (Über den Umlauf der Himmelskörper) in die Öffentlichkeit gelangte: eine Lehre, die durch den Erweis der doppelten Erdbewegung unsern heimischen Planeten, das vermeintliche Weltzentrum, zu einem Weltkörper gleich vielen andren degradierte, der absoluten mittelalterlichen Denkweise den letzten und schwersten Schlag versetzte, die Welt räumlich und zeitlich ins Unendliche ausdehnte, den

Menschen zugleich erniedrigte und erhob. Von der Antike ererbt war das Weltsystem, das unter Kopernikus' Händen zerstob; das neugeschaffene hatte ganz vereinzelten Denkern des Altertums als unbeweisbare Hypothese vorgeschwebt. „Alle Stückwerke der Kopernikanischen Meinung waren alt: er selbst leugnete es nicht, daß er eben auf diesen Trümmern zu seinem Gebäude gekommen. Er aber war der Mann von Kraft, der's baute; der dem allgemeinen Vorurteil entgegen eine tote Meinung wieder erweckte und, soviel seine Zeit zuließ, mit Grund und Bemerkungen in die Welt führte" (Herder). „Unter allen Entdeckungen und Überzeugungen", schreibt Goethe in der Geschichte der Farbenlehre, „möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben als die Lehre des Kopernikus. Kaum war die Welt als rund erkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht tun, der Mittelpunkt des Weltalls zu sein. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen."

Dem Zeitalter der Gegenreformation, ja einem ihrer eifrigsten Vorkämpfer, Gregor XIII (Papst 1572—85), blieb es vorbehalten, die alte „julianische" Zeitrechnung zu verbessern, d. h. auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen mit den kosmischen Vorgängen wieder in Einklang bringen zu lassen („gregorianischer" Kalender 1582) und damit einen spätestens schon im 13. Jahrhundert bemerkten Übelstand zu beseitigen. Daß im Kampfe gegen die kopernikanische Lehre wie gegen andere der Renaissance entspringende Gedankenfolgen namhafte Vertreter des Protestantismus, selbst der Erzhumanist Melanchthon, mit dem Katholizismus einig sind, gehört zu den vielen die Renaissance und die Reformation scharf voneinander abgrenzenden Tatsachen.

Wie hätte in der Ära der Entdeckungen die Erdkunde hinter den großen Fortschritten der Schwesterwissenschaften

zurückbleiben sollen? Zumal ihr der Geist der Zeit in zweifacher Hinsicht günstig war, durch seine weltbürgerlichen wie durch seine nationalen Tendenzen. Denn gewiß schwebte das altrömische Universalreich, die altklassische Kultur allen europäischen Gebildeten gleichmäßig als Ideal vor, vereinte so, was das Mittelalter streng geschieden hatte, lenkte die Blicke über die Landes- und Sprachgrenzen hinaus und dem Mittelalter selbst eigneten ja, wie S. Singer treffend bemerkt, in Klerus und Ritterschaft mächtige internationale Institutionen; andrerseits erweckte das nationale und staatliche Pathos der Alten in der Brust der Renaissancemenschen starken Widerhall und die Sehnsucht, auf heimischem Boden etwas der antiken Großartigkeit Ähnliches zu schaffen, Parallelen zur Antike aufzuweisen oder anzustreben. Und seitdem erst kann bei den politisch ohnehin dem Nationalstaat zustrebenden Völkern des Abendlandes von bewußtem Nationalgefühl im höheren Sinne die Rede sein. Überdies lernt der „moderne" Mensch nun wirklich sehen, um sich herum und in die Ferne; er erfreut sich des Reichtums irdischer Existenz, er nimmt von der Welt Besitz, indem er sie darstellt. Aus kümmerlichen Ansätzen entwickelt sich das Interesse an der Landschaft als solcher zu großer Kraft und findet in bildender Kunst, im Schrifttum (schon bei Dante), endlich auch in der Lebensführung Ausdruck. Nur selten, gleichsam durch ein Zusammenschwingen der Seele mit einer von vornherein beschränkten Zahl von Naturstimmungen hatte sich das Naturgefühl des eigentlichen Mittelalters auslösen lassen; weder Gebirge noch Heide noch Meer wirkten auf die Zeitgenossen der Kreuzzüge ästhetisch erfreulich; daß die Natur an und für sich dem Menschen etwas zu sagen habe, wurde wohl bisweilen gefühlt, etwa vom hl Franz und seinen Jüngern, gewiß nicht klar erkannt. Die Renaissance dagegen brauchte nur wieder an die naive Weltlust

der Hellenen anzuknüpfen, um bei den Humanisten Anfänge moderner Flach- und Hochtouristik zu zeitigen; mineralogische und botanische Interessen trieben die Gelehrten aus der Studierstube auf die Berge, antiquarische nach Italien, selbst in das dem Halbmond unterworfene Hellas. Schnell lernten die Schriftsteller von den Alten ethnographisch und landschaftlich charakterisieren: so wurde von allen Seiten der Erdbeschreibung Vorschub geleistet.

Je weiter jetzt die Seefahrt ihre Polypenarme über den Erdball ausstreckt, desto mehr vervollkommnen sich die durch fortgesetzte Beobachtung der Schiffer schon zu ziemlicher Richtigkeit gebrachten Seekarten (vgl S. 48), desto leichter werden sie Grundlage einer wissenschaftlichen Kartographie, desto eher fügen sie sich zu einem in seinen Verhältnissen richtigen Bilde der Erdoberfläche. Mehr und mehr wich in jenen Tagen die Vorstellung, unsre Erde sei eine Scheibe, vor der von Humanisten, Astronomen, auch Dichtern (wie Ariost) allgemein verfochtenen, übrigens schon dem Altertum geläufigen Hypothese der Kugelform und verschwand gänzlich aus dem Inhalt der europäischen Bildung, als man zum erstenmal (vgl S. 41) die „Welt" umsegelt hatte. So trat der Globus als Abbild unsrer Erde wieder in ein fast schon verjährtes Recht und die Kartographie (1467 erster Druck einer Landkarte, durch Holzschnitt) stand nun vor der Aufgabe, ein Erdbild zu schaffen, und gleichzeitig vor dem Problem, die Oberfläche einer Kugel ohne wesentliche Verschiebung der gegenseitigen Lage einzelner Punkte dieser Oberfläche auf eine Ebene zu projizieren. An Methoden zur Lösung dieses Problems fehlte es nicht: die bekannteste, nach dem Flandrer Gerhard Kremer (Mercator, † 1594) benannte, welche die Kugeloberfläche in den Mantel eines Zylinders verwandelt und diesen dann als Rechteck aufrollt, so daß die Pole in der Unendlichkeit liegen, die

Meridiane parallel laufen und die Entfernungen der Parallelkreise gegen die Pole hin rasch anwachsen, nötigte zwar zu Verzerrungen, die sich, je ferner vom Äquator, desto lästiger fühlbar machen und schon das Bild der bewohnten Erde, vollends aber das der (damals freilich noch fast unbekannten) Polarländer entstellen, gestattete aber dem Seemann, seinen nach irgendeiner Weltgegend gerichteten Kurs geradlinig einzeichnen zu können; gleichzeitig gelang es, andre, besondern Zwecken noch besser dienende Projektionsmethoden zu ersinnen, an deren Vervollkommnung dann viel spätere Geschlechter Arbeit die Fülle fanden. Genug, den phantastischen oder nach grundlosen Konstruktionen zusammengequälten Erdbildern aus alter und mittlerer Zeit war ein für allemal Valet gegeben, eine der Wirklichkeit gemäße Kartographie geschaffen.

Wie sehr das wiederum dem Wirklichkeitssinn der Periode entsprach, wie fest nun die Erdkunde auf Grund verläßlicherer und genauerer Aufnahme ihres Areals auftreten konnte, wie von hier aus wieder Schiffahrt und Astronomie gefördert wurden, liegt auf der Hand. Italien war die Wiege dieser modernen, gleichmäßig auf naiver Beobachtung und wissenschaftlicher Berechnung beruhenden Kartographie und das geographische Handbuch des oben erwähnten Ptolemäus, griechisch und in lateinischer Übersetzung immer aufs neue gedruckt, das hauptsächlich aus Karten und deren Erklärung besteht, weist uns nebst anderen neu herausgegebenen altklassischen Werken auf die damals bei keiner Wissenschaft fehlende antike Tradition hin. Die eigenartige Einrichtung der ptolemäischen Geographie ermöglichte es, diesem Werk allmählich immer mehr moderne Erkenntnis einzuverleiben. Willibald Pirckheimer, den wir noch sonst nennen werden, besorgte 1525 eine besonders brauchbare, mit 50 Karten ausgestattete Edition.

All das kommt auf Rechnung der heute sog. mathematischen Geographie; aber jener reichen Zeit war es vergönnt, auch in anderer Hinsicht die Erdbeschreibung auszustatten, denn sie richtete das Augenmerk der Geographen auf die physikalische, auch schon auf die Bodenbeschaffenheit, auf Produktion, Volksdichte, Industrie der einzelnen Länder. Hier begegnete der Kulturgeographie auf halbem Wege eine von den italienischen Freistaaten daheim und (durch Gesandte) auch in der Fremde schon längst zu politischen und volkswirtschaftlichen Zwecken gepflegte rationelle Statistik, deren Ergebnisse nur in ursächlichen Zusammenhang zu bringen waren, um Wissenschaft zu werden. Auch der durch Einführung regelmäßiger Postkurse (15. Jahrh. Frankreich, England; 1516 die Thurn- und- Taxissche Route Wien-Brüssel) erleichterte und beschleunigte binnenländische Verkehr leistete der Kenntnis von Land und Leuten großen und immer größeren Vorschub. Und so wurde des Wissens von der Erde so viel, und so abgeschlossen erschien es einem Zeitalter, dem freilich Australien, Zentralafrika und -asien, Arktis, Antarktis noch unbekannt waren, daß sich das Bedürfnis nach systematischer Zusammenfassung dieses Wissens geltend machte und z. B. in Deutschland große Erdbeschreibungen (Weltbücher, Kosmographien) eines Franck (1534) oder Münster (1544) erschienen, mathematische, physikalische und kulturelle Geographie, ja bereits Ansätze zu volkskundlicher Forschung umfassend, noch heut imponierend und die großen Geographen des 17. Jahrhunderts vorbereitend. Auch aus solchen Werken muß den Zeitgenossen erhellen, wie weit und in wie vielen Dingen man über die Alten schon hinausgekommen sei.

Theorie und Praxis der mittelalterlichen Medizin hatten sich seltsam genug aus roher Erfahrung, entstellten griechisch-römischen Lehren und grobem Aberglauben, zumal astrologischer Art, genährt. Trefflich kam dieser Wissenschaft nun

der allgemeine geistige Fortschritt zustatten, zumal ihr durch das Auftreten furchtbarer, vordem unerhörter Krankheiten (Syphilis Ende des 15. Jahrh.) und den überhandnehmenden Alkoholismus neue, schwere Probleme erwuchsen. Wie überall, so stellt der Humanismus auch hier zunächst die klassischen Überlieferungen in ursprünglicher Klarheit wieder her; aber der meistgenannte Mediziner jener Tage, der Schweizer Paracelsus (1493–1541), vereint schon selbständige scharfe Beobachtung insbesondere chemischer Erscheinungen nicht nur mit ausschweifender Mystik und magischem Humbug, sondern auch mit Ablehnung aller Schriftgelahrtheit, mag sie auch durch die dem Mittelalter und dem Humanismus heiligen Namen Hippokrates' und Galens gedeckt sein, und zwei Jahre nach dem Tode des unsern Wieland und Goethe wohlbekannten, von Schnitzler und Kolbenheyer poetisch neubelebten Wundermanns, gleichzeitig mit Kopernikus' weltbewegendem Werk, erschien des Brüsselers Andr. Vesalius (1514–64) Buch De humani corporis fabrica (Über den Bau des menschlichen Leibes), für die Medizin historisch nicht minder bedeutsam als Regiomontans Ephemeriden für die Sternkunde. Von da ab ist die antike Tradition auf dem Rückzug begriffen, so macht sich z. B. Cardano bewußt von ihr frei und bei Molières Ärzten wirkt sie bereits komisch; den Triumph behält voraussetzungslose Betrachtung der Tatsachen, vorab das Studium der Anatomie, welche überdies aus dem Aufschwung der bildenden Künste großen Vorteil zieht und einzelne Künstler, so Leonardo, auch theoretisch beschäftigt; es ist sehr charakteristisch, daß Vesalius' Hauptwerk von Johann von Calkar, einem Schüler Tizians, illustriert wurde. Übrigens ließ auf anatomischem wie auf dem Gebiete der Astronomie und Weltweisheit der Zusammenstoß mit der Gegenreformation nicht lang auf sich warten.

So vollzog sich die Entdeckung der Natur durch das Renaissancegeschlecht, unter Mitarbeit aller west- und mitteleuropäischen Nationen, vornehmlich doch der Deutschen. Sie vollzog sich im Zeichen antiker Diesseitigkeit, antiker Freude am irdisch Existierenden. Erschien den Denkern des Mittelalters die Erde bestenfalls als Durchgangsstation, verwarfen seine Asketen das Interesse am Irdischen als sündhaft, so brachen sich nun andere, ja gegenläufige Anschauungen Bahn. Im Anschluß an die Antike schuf oder erneuerte man den Begriff des Naturgesetzes, welcher in der mittelalterlichen Weltansicht schwerlich Raum gefunden hätte, den indes erst spätere Generationen in seinem vollen Umfang erfassen sollten. Wunderbar, wie in den Tagen der Cusanus und Regiomontanus eine Disziplin der anderen in die Hände arbeitet, die wechselseitige Erhellung wahre Triumphe feiert, im Geist des einzelnen Menschen Gedankenreihen entstehen, die sich in unseren Tagen zu zahlreichen, weit voneinander abliegenden Fachwissenschaften spezialisiert haben! Wahrlich, eine Zeit der Blüte, nicht minder eine Zeit des Kampfs. Überall Ansturm gegen erbgesessene Autoritäten. Anfänglich erscheinen bei solchem Bestreben die Alten als werte Bundesgenossen, zuletzt werden auch diese Bande zerrissen und Ptolemäus muß vor Kopernikus weichen. Allenthalben tritt der prüfende Verstand, die aus unwillkürlichen oder systematischen Beobachtungen (Anfängen des Experimentes) herfließende Erfahrung kritisch an die Lehren der mittelalterlichen Scholastik und, freilich zaghafter, an die der Antike heran. Goethe leitet diese für die Renaissance bezeichnende Art gelehrter Arbeit offenbar aus den alles beherrschenden philologischen Bestrebungen ab, wenn er schreibt: „Je mehrere und vorzüglichere Menschen sich mit den köstlichen überlieferten Resten des Altertums beschäftigen mochten, desto energischer zeigte sich jene Funktion des Verstandes, die wir

wohl die höchste nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Absondern des Echten vom Unechten." Zuletzt siegt auf dem ganzen Schlachtfelde die Induktion. Und bezeichnend für den Zeitraum ist auch die der Mathematik allgemein zuerkannte zentrale Stellung im Kreise der Naturwissenschaften. Auf die von allem Zufälligen abstrahierende, auf die schlechthin unwiderleglichste und fortschrittlichste, auf die klarste und durchsichtigste aller Disziplinen konzentrieren sich wie auf Verabredung Europas vorzüglichste Intelligenzen und von ihr aus eroberten spätere Jahrhunderte nichts Minderes als die Herrschaft über die Materie. Aber diesem Ziele streben schon die Söhne des Zeitalters, dessen Kultur wir darstellen, auf tausend Pfaden zu: bewußt seine Magier und Alchemisten, seine Teufelsbanner und -bündler, unbewußt aber erfolgreicher seine Gelehrten und Techniker.

Erst seit dem Renaissancezeitalter gewinnt die Geschichte der exakten Wissenschaften wieder Zusammenhang, greift in ihr wieder sichtlich ein Glied ins andere. Was das Mittelalter auf diesen Gebieten leistete, ist an isolierte Namen wie des Albertus Magnus oder Roger Bacon geknüpft; eine feste Überlieferung, die den Jünger stets auf die Schultern des Lehrers stellt, die Summe der Erkenntnisse stetig anwachsen läßt und, im großen genommen, nicht anders kann als höher steigen, legte sich nicht vor 1500 fest und empfing etwa ein Jahrhundert später die Sanktion einer ebenfalls zur Erfahrung bekehrten, durch Berührung grade mit der Naturwissenschaft erstarkten Philosophie.

3. Kapitel

Geisteswissenschaften

Wenn im vorausgehenden Kapitel der der Renaissance verdankte Aufschwung der exakten Wissenschaften betrachtet

wurde, sei nunmehr untersucht, inwieweit die günstige Konstellation jenes Zeitalters den sog. Geisteswissenschaften zugute kam. Im Kreise dieser Disziplinen behauptete der Humanismus seine Führerstellung noch länger und kräftiger; hier konnte die klassische Philologie noch unumschränkter herrschen als auf dem Gebiet der Mathematik, der Stern- oder Heilkunde und mußte auch hier den Gang der Forschung bisweilen verzögern, zumeist doch beflügeln.

Daß z. B. jetzt die Art und Weise, Geschichte zu schreiben, eine gänzliche Wandlung erfuhr und sich bei allen an der Renaissance teilnehmenden Nationen die moderne Historiographie anbahnte, ist, wie manche andere „große Erneuerung", vornehmlich dem Humanismus gutzuschreiben. Die Geschichtschreiber des Mittelalters – vereinzelte Schüler der Antike abgerechnet – beschränken sich darauf, die Vergangenheit (vor allem die religiöse, politische, kriegerische) eines Ortes, eines Volkes, einer Person nach eigner Erinnerung oder nach bereitwillig geglaubten Überlieferungen, nicht immer teilnahmslos, aber selten mit freiem Urteil zu erzählen; die Chronologie muß alles zusammenhalten, auf den ursächlichen Zusammenhang wird das Auge nur selten gerichtet. Da mußte der Humanismus schon durch seine Propaganda für die Geschichtschreiber des Altertums Wandel schaffen: der Standpunkt der Historiker erhöhte, ihr Gesichtskreis erweiterte sich; hatte man allenthalben nach Schriften der Alten gefahndet, an dem Text scharfsinnige Kritik geübt und dies wie jenes zu methodischer Vollendung gebracht, so übertrugen sich solche Methoden nun auch auf die historische Quellenforschung. Bald erschien dann ein gewisses Mindestmaß von Darstellungskunst notwendig, wenn man nicht hinter den Xenophon, Thukydides, Livius allzuweit zurückbleiben wollte. Vor allen anderen erfreute sich dieser letztgenannte, der Historiker des bewunderten altrömischen Freistaats, der Gunst der

Renaissance; sein Stil wird bis ins einzelne nachgeahmt, die neuen Geschichtschreiber legen nach seinem Muster ihren Personen erfundene Reden in den Mund, man strebt, den Glanz seiner Schilderungen zu erreichen, ja zu überbieten (worunter denn freilich das Prinzip historischer Wahrhaftigkeit gelegentlich leiden muß), da dem unselbständigen Renaissancehistoriker offenbar als höchstes Ziel vorschwebte, seinem eigenen Stoff ebensoviel und ganz dieselbe Anmut und Würde zu verleihen, wie Livius den Begebenheiten Roms „seit Gründung der Stadt".

Nach dieser Richtung hin entwickelte sich die Geschichtschreibung ziemlich gleichmäßig bei allen europäischen Kulturvölkern, so daß einige italienische und deutsche Beispiele statt vieler anderer gelten mögen. Großenteils bediente man sich, schon um der internationalen Verständlichkeit willen und weil dann der engste Anschluß an die hohen Meister möglich war, der lateinischen Sprache, so jener humanistische Papst Piccolomini, der besonders in formeller Hinsicht als der bedeutendste Historiker der Frührenaissance galt: lange Zeit hindurch diplomatisch tätig, hat er in seinen mehr als ein Halbjahrhundert umfassenden Denkwürdigkeiten die höfischen Beziehungen, die kirchenpolitischen Wirren seiner Zeit mit ungewöhnlicher Sachkenntnis und Urbanität dargestellt. Aber auch die Anwendung der Landessprachen, in der sich das Bedürfnis nach verstärkter heimischer Wirkung bekundete, hinderte nicht an getreuer Nachahmung der Antike und zumal in Florenz läßt sich gut beobachten, wie die originellen Chronisten des Mittelalters von den Latinisten der Frührenaissance, diese dann von humanistisch gebildeten Meistern des volgare abgelöst werden: in der von Dino Compagni und Giovanni Villani über Leonardo Bruni und Poggio bis zu Niccolò Macchiavelli (1469—1527) und Francesco Guicciardini (1482—1540) führenden Reihe stetes Wachsen an

staatsmännischer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, immer reichere Entfaltung kunstmäßigen Erzählens, ja (bei Guicciardini) schon Übergang vom kaum gefundenen Stil zur Manier. Macchiavellis Ruhm hat vier Jahrhunderte überdauert, seine Istorie fiorentine (von den Anfängen bis zum Tode des Magnifico reichend) gelten noch heut als Meisterwerk italienischer Prosa, unübertroffen an Lebendigkeit, phrasenloser Schönheit, politischem Scharfblick. Macchiavelli und Guicciardini machten Schule; daß freilich diese Autoren übergroßes Interesse an „Verhandlungen und Parteikämpfen, Kriegen und aber Kriegen“ (Brandi) und Vernachlässigung kulturhistorischer Momente auf Nachahmer und Schüler viel sicherer vererbten als ihre Vorzüge, sei nicht verschwiegen. All diesen patriotischen Florentinern gibt ihre schöne Vaterstadt und ihre eigne, stürmisch bewegte Zeit Stoff zur Genüge; ihre Geschichtswerke könnte man Memoiren nennen, in denen vom Memoirenschreiber abgesehen wird. Wo hätte sich auch die junge Quellenkritik, das neben dem stylus von jedem Historiker verlangte iudicium, besser betätigen mögen als an Ereignissen, die der Kritiker selbst daseinsfreudig mitbestimmt oder wenigstens miterlebt hatte? Von Anfang an hatte der Humanismus die Blicke der Forscher auf den Gegensatz echt und unecht geschärft; schon Dante übt in diesem Sinne Kritik, Petrarca wird als Aufdecker von Fälschungen gerühmt, Cusanus, Piccolomini, Lorenzo Valla und viele andere folgen ihm. Woran Jahrhunderte geglaubt, worauf wichtigste staats- und kirchenrechtliche Tatsachen sich gegründet hatten, das sah man plötzlich durch bündige Schlüsse der Gelehrten erschüttert, dazu den Autoritätsglauben überhaupt; und gar viele Entdeckungen solcher Art waren dem feinen Stilgefühl der Humanisten, waren ihrer Lust, von sich reden zu machen, noch fernerhin zuzutrauen! Wie in dieser kritischen Tendenz der Historie, verrät sich der allbefruchtende

Humanismus auch in einer am glänzendsten durch Flavio Biondo (aus Forlì, 1388—1463) vertretenen antiquarischen Richtung: wenn Biondo die Geschichte der noch vorhandenen Monumente erforscht, so schlägt er Brücken von der alt- zur neulateinischen Kultur. Rom bot solchen Studien natürlich das ergiebigste Feld; hier hätte auch Raffael, wäre ihm längeres Leben vergönnt gewesen, seinen großen Namen in die Geschichte der Altertumswissenschaft eingezeichnet, denn kurz vor seinem Tode beschäftigten ihn weit ausgreifende archäologische Pläne.

Das zweite Kapitel hat zu zeigen versucht, wie durch das Zeitalter gleichzeitig eine kosmopolitische und eine hochnationale Strömung gehen. Zumal die letztere tritt in der Historiographie jener Zeit deutlich zutage, wofür die deutsche Wissenschaft als Beispiel gelten mag; ja es darf wohl behauptet werden, daß hier vor der Reformation die Geschichtschreibung erfolgreicher als irgendein anderer Faktor das nationale Bewußtsein der Gebildeten großgezogen hat. Trotz gänzlich humanistischer Weltanschauung oder, wenn man will, eben vermöge dieser wenden Wimpheling und Konrad Celtis (vgl Kap. 6), der Staats- und Kriegsmann Willibald Pirckheimer (1470—1530), der emsige Elsässer Gelehrte Beatus Rhenanus (1485—1547) eine freilich noch recht unsichere Methode antiquarischer Forschung nicht mehr bloß auf das klassische, auch auf das germanische Altertum an und römische Berichterstatter, wie der von Rhenanus wieder aufgefundene Vellejus Paterculus, werden ihre Führer. Wimpheling wagt den ersten Versuch einer deutschen Geschichte (Epitoma Germanorum 1505), Celtis will der Italia illustrata Biondos eine ebensolche Germania an die Seite stellen. Trat nun aus dem Dunkel der Vorzeit die Gestalt etwa eines Ariovist oder Armin in deutlicheren Umrissen hervor, las man in der von Poggio (vgl S. 15) neuentdeckten taciteischen Germania

(erster Separatdruck Nürnberg 1473), wie einem der edelsten Römer die ungebrochene Kraft der alten Germanen imponiert hatte, dann konnte, dann mußte sich des gebildeten Deutschen die Begierde bemächtigen, über seine eigenen gewaltigen Altvordern, die Kämpfer von Teutoburg, die Bedroher, Besieger und Erben der mächtigen Roma, so viele und so genaue Kunde wie nur möglich klassischen Historikern und Geographen, auch schon den spärlichen nationalen Überlieferungen abzugewinnen. So fielen die ersten Lichtstrahlen in die heidnische Vorzeit der Deutschen: auch das nunmehr abgeschlossene und als abgeschlossen empfundene Mittelalter fand eifrige Durchforscher seiner Archive, Herausgeber, gelegentlich auch Fälscher (Abt Johannes Trithemius aus Moselfranken, 1462—1516) seiner Quellenwerke, mehr oder minder kritische Darsteller seiner politischen und kirchlichen, dann und wann sogar schon seiner Kulturgeschichte, wie den Hamburger Albert Krantz († 1517), den trefflichen Bayern Johann Aventinus (Turmayr, 1477—1534), einen Schüler Celtis', in der Schweiz Johannes Stumpf († 1566) und Gilg Tschudi († 1572), den Gewährsmann für Schillers Tell. Johann Cuspinian (Spießhammer, † 1529) wandelte in einem schwer gelehrten Werk (1540) die lange Reihe der römischen Kaiser von Cäsar bis auf die letzten Byzantiner und seinen Patron Max I herab; des Autors eignes Zeitalter schildern die von staatsmännischem und kritischem Geist erfüllten, mit den Meisterleistungen der Antike und Italiens in Form und Gehalt wetteifernden Kommentarien De statu religionis et rei publicae Carolo V Caesare[1]) des Rheinländers Johannes Sleidanus (1506—1556).

Die Blüte der Geschichtschreibung vor und nach 1500 ist, wie schon gesagt, in ganz Europa, soweit die Machtsphäre des Humanismus reicht, zu beobachten; Polen und Portugiesen,

[1]) Kirchen- und Staatsgeschichte unter K. Karl V (1555).

Spanier und Franzosen hatten teil an ihr. Freilich, um die naive Anmut mittelalterlicher Biographen, um den treuherzig-humoristischen Erzählerton mönchischer, ritterlicher, bürgerlicher Chronisten war es geschehn; zu sehr hatte sich überall und überallhin der Gesichtskreis geweitet, jedes Land war mehr oder weniger in den Weltverkehr, die Weltpolitik hineingezogen worden und kein bedeutender Historiker vermochte sich dem durch die Renaissance bedingten Wandel in Fragen und Zielen seiner Wissenschaft völlig zu verschließen.

Daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch die ersten schüchternen Anfänge germanischer Philologie sich regten (älteste vollständige deutsche Grammatik, von Laurentius Albertus, allerdings erst 1573), ist einerseits aus dem nationalen Zug der Renaissance, andrerseits aber aus Gedankengängen und Bedürfnissen der Reformation zu erklären; in Italien genügten schon völkische Beweggründe, um die Alberti und Bembo zu prinzipiell-ästhetischer, Francesco Fortunio als ersten (1516) zu grammatischer Behandlung des volgare zu vermögen. Auch Ansätze zu literatur- und kunstgeschichtlicher Darstellung sind in Neulatein allenthalben zu beobachten, eng verschwistert mit ästhetischen Untersuchungen, welche an Horaz, Vitruv und sonstige Klassiker anknüpfen oder aus der Erfahrung schöpfen. Was die Dichtkunst anbelangt, so gewann für sie während der hier betrachteten Periode das formvollendete Lehrgedicht des Cremonesers Marco Girolamo Vida (etwa 1480 bis 1566) De arte poëtica (1527) die Geltung eines Gesetzbuchs, während die Ästhetik der bildenden Künste, ohne sich irgendwo zu kodifizieren, in den Aufzeichnungen größter Meister wie Leonardos der Nachwelt ein kostbares Erbe hinterließ.

Auch die Rechtslehre und -pflege kehrt nun in den meisten mittel- und westeuropäischen Staaten entschlossen zu den

Überlieferungen des Altertums zurück; übrigens handelt es sich hier nicht sowohl um einen Bruch mit dem Mittelalter, als vielmehr um den Abschluß einer schon seit Jahrhunderten im Zuge befindlichen Entwickelung. Die römischen Kaiser deutscher Nation hatten sich von jeher als Rechtsnachfolger der römischen Imperatoren betrachtet und waren nicht nur von ergebenen Gelehrten, auch von Dante, Petrarca, vom gesamten Humanismus in solchen Anschauungen bestärkt worden; mit der Kirche, mit den Feudalgewalten im Kampf, fanden sie es gelegen, prinzipielle Fragen nach römischem öffentlichen Rechte, das imperialistischen und absolutistischen Ansprüchen weit entgegenkam, zu entscheiden. Und wie die Kaiser, so die übrigen Herrscher; wenn sie Universitäten förderten, geschah es nicht in letzter Linie deshalb, weil sie von den Rechtsfakultäten Lehre und Verbreitung jener den Landesherren günstigen Doktrinen erwarteten. In verwaltungs- und zivilrechtlichen Fragen ferner, zu deren Entscheidung die nationalen Gesetze nicht ausreichten, gewöhnte man sich, aushilfsweise („subsidiär") das auf der Basis einer reichen Kultur ruhende, hochentwickelte, von mittelalterlichen Kasuisten und Glossatoren vollends durchgearbeitete römische Recht eintreten zu lassen; derart wurde durch die sog. „theoretische Rezeption" auch die praktische vorbereitet, die sich dann allenthalben (auf dem Reichsboden grade zur Renaissancezeit und, wie der Humanismus, vom luxemburgischen Böhmen aus) durchsetzte, so daß allerdings auf diesem Gebiete die nationale Tendenz der Renaissance vor der exklusiv humanistischen, das gute alte Recht vor dem fremden, in mehr als einer Hinsicht unvolkstümlichen Gesetz weichen mußte. Wesentlich gefördert wurde in Deutschland die praktische Rezeption durch das vorher bestehende bunte Wirrsal von Reichs-, Land-, Stadtrechten. Wie sehr dies ein einheitliches Regiment erschwere, war auf den Reichstagen oft beklagt worden; so hatte z. B. Cusanus,

dem wir auch hier begegnen, 1433 als Hauptbedingung einer Reichsreform allgemeingültige Reichsgesetze gefordert. Auf Grundlage welcher Gesetzgebung sollte dies nun durchgeführt werden? Darüber konnte kein Zweifel bestehen: statt dieses oder jenes Partikularrecht zu begünstigen, hielt man sich an das ohnehin theoretisch so gut wie eingeführte römische; hier, in den „keiserlichen rechten", schien man an die ruhmreichsten Traditionen der Weltgeschichte unmittelbar anzuknüpfen, hier war Einheit, Geschlossenheit, hier glaubte man alle Möglichkeiten im vorhinein berechnet und berücksichtigt, von hier aus konnte die aufstrebende Landeshoheit, die eben erst sich entwickelnde Bureaukratie am besten städtischen, ständischen, kirchlichen Widerstand brechen, die letzten Reste bäuerlicher Freiheit vernichten. An Stelle der aus eigner Erfahrung und Überzeugung urteilenden Laien, der Schöffen, traten nun in der Justiz wie in der Verwaltung humanistisch gebildete Juristen, an Stelle mündlichen, öffentlichen Verfahrens ein schriftliches und geheimes; aus einer Funktion des öffentlichen Lebens verwandelten sich Recht und Gericht in eine alles überthronende Instanz, stets auf monarchische und fiskalische Interessen bedacht, schon in ihren Formeln und Wendungen, dann in Begriffen und Tendenzen Bürgern und Landleuten unverständlich und unheimlich, aber allerdings dem wirtschaftlichen Aufschwung, dem gesteigerten Verkehr, der neuen Gestaltung der Gesellschaft angemessener oder doch minder unangemessen als jene alten Rechte. Wir erzählen hier einen Vorgang, an dem das ganze damalige Kultureuropa Anteil hatte, Skandinavien, England, Schweiz und Polen den geringsten, Deutschland und Italien den größten: aber nirgends ward der neue Juristenstand freudig willkommen geheißen und wenn die Utopia des Morus wenige Gesetze, gar keine Juristen kennt und in diesem seligen Nirgendheim jeder sein eigener Advokat sein kann, wenn Sebastian Brant den Rechts-

verdrehern sogar die Raubritter vorzieht, so charakterisieren also selbst vorzügliche Rechtsgelehrte wie Morus und Brant sich und ihre Berufsgenossen als nicht einmal notwendige Übel, eine Meinung, die übrigens auch Erasmus von Rotterdam, Rabelais und wie viele andre führende Geister der Renaissance teilen.

Als Kaiser Maximilian I das Reichskammergericht (1495) in Frankfurt organisierte, wurde festgesetzt, daß unter den Beisitzern dieses obersten Gerichtshofes die Hälfte „der Recht gelert und gewirdigt“ sein, das heißt, das römische Recht beherrschen mußten: eine Verordnung, mit der man gewöhnlich die praktische Rezeption als für Deutschland durchgeführt ansieht. Da die Landesrechte sich nirgendwo ganz verdrängen ließen und die kirchlichen Verhältnisse nach kanonischen oder (in den evangelischen Ländern) nach teilweise ganz neuen Normen geregelt werden mußten, kam es nicht zu einer einheitlichen Reichsgesetzgebung. Außer auf kriminalistischem Gebiet: Johann Freiherr zu Schwarzenberg (1463–1528), ein dem Humanismus sehr nahestehender Aristokrat, arbeitete eine peinliche Halsgerichtsordnung aus, die 1507 im Bistum Bamberg, 1516 in den fränkisch-hohenzollerischen Ländern eingeführt, nach mehrfacher Umarbeitung 1532 zum Reichsgesetze (Constitutio criminalis Carolina) erhoben wurde und als solches Jahrhunderte hindurch gemeindeutsche Geltung behielt. Schwarzenbergs Werk umfaßt Strafrecht und Strafprozeß, berücksichtigt fremdes wie einheimisches, geschriebenes wie ungeschriebenes Recht und verleugnet namentlich in begrifflichen Fragen nirgendwo den humanistisch-humanen Geist seines Schöpfers, während die barbarischen Strafen, das mit der Tortur arbeitende Untersuchungsverfahren der Carolina als unbewußte Zugeständnisse teils an mittelalterlichen, teils sogar an antiken Geist zu beurteilen sind und freilich, je weitere Fortschritte die deutsche Gesittung machte, desto greller

von ihr abstechen mußten. Übrigens erkannten schon damals vereinzelte Männer (so der Spanier Vives, der Hesse Jakob Lersner) den Un- und Widersinn der Folter, deren scheußliche Werkzeuge doch erst, nach mehr als zwei Jahrhunderten, die Hand der Aufklärung zerbrechen sollte.

Soviel über die deutsche Rezeption. In Italien lagen die Verhältnisse natürlich ganz anders: hier erfreute sich das römische Recht nicht bloß fürstlicher und humanistischer Gunst, sondern es galt überdies als kostbares Vermächtnis großer Ahnen, so gut wie Äneis oder Trajanssäule; von hier war ja auch im Mittelalter das erneute Studium der alten Gesetze ausgegangen und hier, in der camera della segnatura des Papstes, schuf Raffael die majestätisch und dennoch milden Blicks Schwert und Wage handhabende, jedem sein Recht zuteilende Hochgestalt der Justiz.

Die Staatslehre blieb vom Siege des römischen Rechts, vom Aufkommen des Humanismus, vom Rückgang theologischer Anschauungen nicht unberührt; im selben Sinn, aber weit stärker ward sie von den im Renaissancezeitalter sich verwirklichenden politischen Tendenzen beeinflußt. Damals vollendete sich die Befreiung des Staates von der Kirche und gleichzeitig erlag das mittelalterliche Feudalsystem dem erstarkten Fürstentum, dem Zentralismus und seiner nach römisch-byzantinischem Muster geschaffenen Beamtenhierarchie – Entwicklungen, die sich in verschiedenen Staaten verschiedenartig und in ungleichem Tempo, fast überall aber in gleicher Abfolge der Phasen vollzogen und um 1500 ihrem Abschluß mehr oder weniger nahe gekommen waren. Da hatte sich auch die Theorie, in nationaler und zeitlicher Bedingtheit den Ereignissen bald vorauseilend, bald nachfolgend, insbesondere seit dem konzilienreichen, immer von neuem prinzipielle Fragen aufwerfenden 15. Jahrhundert gewandelt. Als interessanteste Staatsschrift der Renaissance galt und gilt

Niccolò Machiavellis Principe (1532), vielleicht ein Lehrbuch, sicherlich eine meisterhafte Beschreibung der Kunst, Gewaltherrschaft mit allen, aber auch allen Mitteln zu begründen und zu behaupten; vornehmlich aus scharfer Beobachtung heimischer Zustände abstrahiert, ist der „Fürst“ mit antiker Klarheit und Ruhe und, wie bekannt, ohne alles sittliche Pathos geschrieben, in seinen letzten Zielen rätselhaft. Ein anderes, älteres Werk des florentiner Diplomaten, „Gespräche über die erste Dekade des Livius“ (von 1513 an geschrieben, 1531 veröffentlicht) hatte die Theorie republikanischer Politik entwickelt, so daß der „Fürst“, eine Methodik der Tyrannis, offenbar als Gegenstück zu jenem Buche zu betrachten ist und daher in milderem Licht erscheint; wie stark übrigens die Antike auf beide Schriften, die stilistisch völlig auf der Höhe der Istorie fiorentine stehen, eingewirkt hat, verrät in den „Gesprächen“ schon der Titel, während im Principe Ranke häufige, oft wörtliche Benützung der Aristotelischen „Politik“ nachgewiesen hat. Wenn man nun heut in Macchiavelli neben dem Staatsmann auch den Geschichtschreiber bewundert, ihn von persönlicher Verantwortung für allen sog. Macchiavellismus freispricht, — dem 16., 17., 18. Jahrhundert war er allerdings nur der Verfasser des „Fürsten“, der bewunderte oder gehaßte Lehrmeister einer jenseits von gut und böse waltenden, scheinbar gleich einer mathematischen Formel auf alle Zeiten anwendbaren Tyrannei; und in der Tat hat das illegitime Kleinfürstentum der italienischen Renaissance, hat ein Cesare Borgia den europäischen Mächten auf Jahrhunderte hinaus durch Vermittlung Macchiavellis ihr Tun und Lassen vorgezeichnet.

Wiewohl nun, oder eben weil Macchiavelli die Dinge dieser Welt ohne Schönrednerei und Selbsttäuschung kühl betrachtet und darstellt, muß es befremden, daß soziale Probleme seine Staatsweisheit in nur sehr geringem Grade

beschäftigen, daß sich bei ihm alles um Besitz oder Nichtbesitz politischer Gewalt in Monarchien oder Republiken dreht, während die ungleiche Verteilung der Güter, die Klassengegensätze, die aus diesen herstammenden Schäden nur als geringe Reibungswiderstände oder sogar als kleine Triebräder der Staatsmaschine erscheinen. Solche Unterschätzung staats- und volkswirtschaftlicher Momente erklärt sich wohl so, daß diese während des Mittelalters noch kaum, höchstens etwa gelegentlich von religiös-moralischen oder rechtsdogmatischen Gesichtspunkten aus wissenschaftlich betrachtet worden waren und auch die Antike hier die sonst nirgends fehlende Anregung vermissen ließ; überdies befand sich Europas Wirtschaftsleben in unserer Periode in so allgemeiner, tiefgehender, ganz unberechenbaren Zielen zustrebender Umbildung, daß von einer Nationalökonomie des Renaissancezeitalters noch weit weniger die Rede sein kann als von seiner Philosophie. Die mittelalterliche Natural- war durch die moderne Geldwirtschaft schon fast ganz abgelöst, das Geld zum Handelsartikel geworden, die Gewalt des Kapitals desto höher gewachsen, je eifriger es die in endlosen Kriegen und höfischem Prunk tiefverschuldeten Monarchen umwarben, je mehr es durch Kartelle und Raubbau sich der Rohproduktion, durch Großbetrieb der aufblühenden Industrien zu bemächtigen wußte. Den Handel hatten Entdeckungen und Erfindungen auf neue Bezugs- und Absatzgebiete, auf neue Artikel und Wege gelenkt, der beschleunigte und (bisweilen sogar schon durch Assekuranz) gesicherte Verkehr und das immer weiter um sich greifende Kreditwesen beflügelt. Die Staaten begannen ihren Haushalt zu ordnen und, schon der drückenden Schulden wegen, den Erwerb ihrer Untertanen bewußt zu erleichtern und zu befördern. Dazu noch gewaltsame Versuche des industriellen und des agrarischen Proletariats (der Gesellen und der Bauern), ihre wirtschaftliche Lage zu ver-

bessern, ja im Gefolge der Reformation sogar schon der radikale Kommunismus der Wiedertäufer: man sieht, das Zeitalter hatte genug zu tun, eine solche Fülle ökonomischer Phänomene und Formationen überhaupt nur als solche zu erkennen und bestenfalls zu beschreiben, wofür sich in der manchenorts schon hochentwickelten Statistik (vgl S. 54) eine sichere Basis bot. Diesen faktischen Wandlungen entsprach ein völliger Umschwung in der sittlichen Bewertung der Elemente alles wirtschaftlichen Lebens: der Arbeit und des Eigentums, denen die theologische Theorie des Mittelalters einen so niedrigen Wert zuerkannt hatte, wie allem Irdischen überhaupt. Hiegegen wandte sich Denken und Empfinden der Renaissance, sowie einzelner Kirchenneuerer.

Daß übrigens diese scharfblickende und reformfreudige Generation vor der sozialen Frage als solcher keineswegs die Augen verschloß, mag die berühmte Utopia des englischen Staatsmannes Thomas Morus (1478—1535) bezeugen, ein neulateinischer Roman (1516), der einer ebenso ansprechenden wie seltnen Verbindung warmer Menschenliebe, gesunder Vernunft und kräftiger Phantasie entsprang: die Schilderung eines irgendwo bei Amerika herum gelegenen Inselstaates, in dem kein Privateigentum, aber für jedermann der Sechsstundentag gilt, alle konfessionellen und Klassengegensätze ausgeglichen sind, jedermann arbeitsam, tugendhaft, im Genusse dieser und in Hoffnung jener Welt leben kann und lebt. Die Kühnheit dieser von einem hohen Staatsbeamten an der gültigen Gesellschaftsordnung geübten Kritik setzt in Erstaunen, nicht minder aber, daß auch sein Idealstaat nicht ohne Sklaven, nicht ohne eine wenigstens im Kriegsfalle recht macchiavellistische Politik auskommen kann. Jedenfalls kennzeichnet es den Humanisten, daß der Europäer, dem er den Bericht über dies Wolkenkuckucksheim in den Mund legt, zum fast vollkommenen Glück der Utopier selbst nichts

mehr hinzuzutun weiß als die Einführung des Buchdrucks und der antiken Autoren, so daß nun Plato in einem Lande gelesen wird, dessen poetische Existenz sich aus Platos eigenen Träumen herleitet; und mit Bewunderung sei hervorgehoben, welch große Rolle Morus in seinem „Staate, wie er sein soll" der Wissenschaft zuteilt: ihr vornehmlich unter allen edlen Vergnügungen sind die vielen, die beneidenswert vielen Mußestunden der Utopier geweiht.

Jurisprudenz und Staatslehre nehmen in den auf Macchiavelli und Morus folgenden Menschenaltern einen gewaltigen Aufschwung. Aus der durch die Reformation erzeugten Zwei-, in Deutschland und England sogar Dreiheit nebeneinander existierender christlicher Konfessionen ergibt sich folgerichtig die schon Morus vorschwebende Idee der Toleranz, als deren wichtigster Vertreter der geniale Franzose Jean Bodin († 1597) anzusehen ist; wenn dieser die Rechtslehre nicht kirchlich-dogmatisch, sondern, wie bereits vor ihm Cardano, historisch begründet wissen will, so arbeitet er wenigstens negativ der auf menschliche Vernunft sich gründenden Rechtsphilosophie des niederländischen Staatsmannes Hugo Grotius († 1645) vor, welche ihrerseits bereits den Ideenkreisen der emporstrebenden Aufklärung angehört.

Die Philosophie endlich hat in der Renaissancezeit keine epochemachenden Leistungen aufzuweisen. Wie sollte sie auch? Eine bisher allgewaltige Weltanschauung welkt ab, die neue ruht noch schier im Keim; wunderlich vermischen sich noch in den besten Köpfen Elemente dieser und jener. Alle Wissenschaften, ja alle wichtigsten Begriffe in Umgestaltung begriffen, alle Autoritäten, auch die höchsten, in Frage gestellt, das übersinnliche Interesse der Menschheit durch den schon früh im Mittelalter einsetzenden Prolog der Reformation und durch diese selbst in Anspruch genommen — so kommt's

denn, daß dem sonst so überreichen Zeitalter seine eigene Philosophie und sein großer Philosoph, der Philosoph, fehlt.

Auch auf diesem Gebiet emanzipierte sich damals der menschliche Gedanke von der Theologie, der er im Mittelalter zur Zeit der Scholastik, der philosophischen Begründung der christlichen Dogmen, zumeist treulich gedient hatte. Den Scholastikern waren ihre Resultate vorweg festgestellt; auch die Denkregeln, die wissenschaftliche Methode, das Verhältnis zur außerkirchlichen Welt blieben durch Autoritäten bestimmt, zwischen denen wählen zu dürfen die Denkfreiheit des Scholastikers ausmachte: wahre oder vermeintliche aristotelische, wohl auch platonische Lehren (als deren Vermittler, seltsam genug, arabische Übersetzer fungierten), ferner die Schriften der Kirchenväter. Auch die Scholastik hatte ihre Glanzzeit gehabt, lange vor dem von uns behandelten Zeitraum; gerade ihr, als sie verfiel, wurde der Boden, auf dem sich der Humanismus festsetzte, Stück für Stück abgewonnen. Hüben christliche, dann einzelne durch Tradition arg entstellte klassische Gewährsmänner; Vernachlässigung der Form; mäßiges Latein; bei den Schülern und sogar auch bei Meistern ein sich selbst genügendes Spiel mit hohlen Begriffen; gebundne Marschroute – drüben als Führer die Alten in gereinigter Überlieferung; ohne irgendwelche Einschränkung dieser, jener, mehrere auf einmal; eleganteste Form; ciceronianischer Stil; erneute Fühlungnahme mit der Erfahrung; tausend Bahnen ins Blaue hinaus, einzelne vielleicht zu den fernsten Zielen führend! Und wenn der mittelalterliche Mensch der eignen Erkenntnis mißtraut, wenn selbst ein Cusanus an der Schwelle der Neuzeit, mit einer Gruppe der Scholastiker polemisierend, jedes Erkennen als bloßes Vermuten bezeichnet, der Vernunft jede Kompetenz in übersinnlichen Dingen abspricht, wenn der fromme Humanist Adriano von Corneto (De vera philosophia, Über die wahre Philosophie, 1507) diese kirchen-

väterlichen Gedanken mit Nachdruck wiederholt und andrerseits Luther seinen Zorn an der „Bestia Vernunft" ausläßt, so erblickt dagegen der typische Renaissancemensch immer klarer und klarer in sich selbst, in dem eignen, kaum erst entdeckten Individuum eine neue, die ihm liebste Autorität, deren schrankenlosem Subjektivismus freilich „der Genius der Antike Maß und Richtung gibt" (Windelband). Daher denn in den höheren Ständen an Stelle frommen Glaubens entweder eine hinter äußerlich korrekter Erfüllung religiöser Pflichten schlecht versteckte Gleichgültigkeit tritt oder, oft wohl im Anschluß an die Mystiker des Mittelalters, das Bestreben, ein persönliches Verhältnis zur Gottheit zu suchen. Übrigens läßt sich das schlichte Christentum der Bauern, Handwerker, Krämer weder in Italien, dem Lande des hl Franz von Assisi, noch anderswo von den neuen Idealen der Gebildeten stören: ruft ja doch Florenz, Metropole des Humanismus, auf Savonarolas Betreiben in freilich kurzlebiger Begeisterung 1494 den Heiland zum König ihres Gemeinwesens aus. So scharf kontrastiert stehen altes und neues Denken einander gegenüber.

Ganz so wie die ersten Humanisten wußten auch die frühesten nachscholastischen Philosophen, z. B. Cusanus, über diesen Gegensatz zwischen alt und neu hinwegzukommen, ihn in sich zu versöhnen und noch am Ende unseres Zeitraums verknüpft Girolamo Cardano schärfstes mathematisches Denken und streng ursächliche Weltanschauung mit unsinnigem astrologischen Aberglauben. Der Kampf gegen die Scholastik verlief gleich in den ersten Stadien des Humanismus nicht allzu selten in ein oft unvorsichtig geführtes Scharmützel mit dem Glauben oder seinen Einrichtungen; dennoch erwies sich das päpstliche Rom, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, der älteren Renaissancephilosophie gegenüber sehr nachsichtig und in einem gewissermaßen amtlichen Zimmer des Ober-

hirten stellte Raffaels Pinsel die „Schule von Athen" und die „Disputa", weltliches und geistliches Denken, auf völlig gleichem Fuße dar. Erst während der Gegenreformation reizt der immer kühnere Ansturm italienischer Freidenker die gleichsam in den Belagerungszustand gedrängte Kurie zu Gewalmaßregeln.

Hatten die Scholastiker sich ihrer großen Mehrheit nach für die nüchternen aristotelischen Lehren und Anschauungen entschieden, im Stagiriten ihren philosophus gefunden, Dante in seiner Unterwelt dem „Allverehrten, Allbewunderten" den Vorsitz unter den Weltweisen angewiesen, so suchte das Geschlecht der Humanisten hier wie überall zunächst authentische Texte zu finden, überlieferte zu reinigen, zu übersetzen (ins Lateinische und in die Landessprachen), zu erklären, von neuem mit den Kirchenlehren in Einklang zu bringen; aber der Scholastik geschah, je weiter solche Studien um sich griffen, desto größerer Abbruch, zumal da die zahlreichen neuen „Aristoteliker" des 15., des 16. Jahrhunderts ihre Kraft in Fehden untereinander erschöpften, die im ganzen genommen nur einen Epilog des Mittelalters bedeuten, die alte Tradition doch nicht mit neuem Leben erfüllen. Neben und gegen den dialektisch kalten Aristoteles setzte die Frührenaissance als ebenso exklusiven, absoluten Lehrer Plato, mit dem das Christentum schon zur Zeit der Kirchenväter Fühlung genommen hatte. Jene Griechen, welche (vgl S. 13) das Studium ihrer Sprache in Italien einbürgerten, erklärten ihren Hörern vor allem die platonischen Dialoge und Staatsschriften; Bruni (Schüler des Chrysoloras (vgl S. 16) und Ficino (S. 22) übersetzten den vergötterten Autor ins Lateinische und unter den Auspizien des Mediceers Cosimo, der sich in hohem Alter noch in die Gedankenwelt Platos einarbeitete, entstand in Florenz eine freie Vereinigung, nach platonischem Muster „Akademie" genannt, die erste ihres

Namens in der Christenheit, wenn wir von den „Achademikern" Karls d. Gr. und Alkuins absehen wollen; hier machten Männer verschiedenen Standes (unter ihnen Alberti, Ficino, der Staatskanzler Cristoforo Landino, † 1504) die Besprechung philosophischer Probleme im Sinne Platos zum Gegenstand eines nicht weniger ästhetischen als intellektuellen Genießens. In heftigen Kämpfen setzte sich die Autorität Platos als eine der aristotelischen mindestens-ebenbürtige durch; die mystischen Ideen der sog. Neuplatoniker (etwa 200—500 n. Chr.) ermöglichten engeren und natürlicheren Anschluß an das Christentum und in dem phantasiereichen Ideenglauben, in der begeisternden Tugendlehre, in der (neuplatonischen) Theorie des Schönen, in der Verherrlichung reinster Liebe, in der gewaltigen Poesie des platonischen Zukunftsstaates (man erinnere sich der Utopia) fanden insbesondere die großen Künstler der Renaissance die Weltanschauung, deren sie bedurften, so daß von ihnen Plato bisweilen ganz wie ein Kirchenheiliger geehrt ward. Die gesamte klassische Kultur schien jenem Zeitalter in Plato und Aristoteles zu gipfeln und so stellte Raffael die beiden, jenen gen Himmel, diesen zur Erde weisend, in den Mittelpunkt seiner „Schule von Athen", der herrlichsten und dankbarsten Verklärung heiterer antiker Wissenschaft, seine eigne Gestalt aber bescheiden unter die Schüler der Alten. Wie in der Malerei, spiegelte sich der Platonismus auch in der Literatur. Morus wurde oben genannt; die entsagende Lyrik in der Art Michelangelos oder der Vittoria Colonna, Bembos Asolani (Gespräche in Asolo bei Treviso, am Hofe der Königin von Cypern Caterina Cornaro), der idealistische Enthusiasmus der in Wahrheit besten italienischen Gesellschaft sind nur aus der Gedankenwelt des Alt- und Neuplatonismus heraus zu erklären. Sei endlich noch des Hocharistokraten Giovanni Pico della Mirandola (1463—94) und des Schwaben Johann Reuchlin

(vgl Kap. 6) gedacht, welche neuplatonische mit Ideen christlicher oder jüdischer Mystik verquickten und sich in seltsamer Laut- und Zahlensymbolik gefielen; von Reuchlin wiederum war die faustische Gedankenwelt des kölnischen Magiers Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim († 1535) beeinflußt.

Aber auch andere Philosopheme des Altertums, die sich minder leicht dem Christentum eingliedern ließen, fanden bei den Humanisten Erneuerung. Die rein materialistische Weltanschauung, die der platonischen entgegenstrebende Ethik Epikurs hatten selbst seinen Zeitgenossen Anstoß gegeben, aber der verwegene Lorenzo Valla (vgl S. 22) und manche andre bekannten sich nun zu ihm; auch hier galt es, die Überlieferung von allerlei mittelalterlichen Entstellungen zu zu befreien. So wurden auch die stoischen Anschauungen verjüngt, selbst des Pythagoras pantheistische Naturphilosophie und abenteuerliche Zahlenmystik, denen der Neuplatonismus ja auf halbem Wege entgegenkam; Cusanus, dann Cardano (vgl S. 45), gehören dieser allmählich immer weiter vom positiven Glauben abschwenkenden, dem Pantheismus zustrebenden Richtung an, welche späterhin auf italienischem Boden von der mit den alten Waffen aus Aristoteles' Rüstkammer bewehrten Gegenreformation niedergerungen werden mußte. Andere Humanisten ließen sich von formal-ästhetischen Gründen bestechen, der eklektischen (je nach Bedarf verschiedenen Autoritäten huldigenden), ebendarum populären Weltweisheit Ciceros zu folgen, und gaben so ein verkleinertes Abbild der gesamten Renaissancephilosophie; aber kein Wunder, daß auch eine ironisch zweifelnde Denkweise Anhänger gewann, welche, statt von Autorität zu Autorität zu eilen, allen Lehren und Lehrern gleichmäßig mißtrauten und entweder ein stark rationalistisch gefärbtes Christentum oder ihre eigne geschulte Vernunft zum Maß aller Erkenntnis, min-

destens alles weltlichen Wissens machten, jede dogmatisierende Philosophie aber als „vollständig unnütz und wertlos sowohl für die geistige Anschauung als auch für das wirkliche Leben" (Montaigne) verurteilten. Erasmus mag als Vorläufer dieser zur „Aufklärung" hinüberleitenden Denkart gelten, so auch der Spanier Luis Vives (1492—1540), der, wie schon 300 Jahre vorher Roger Bacon und ein Jahrhundert später Bacon von Verulam, in der objektiv erkannten Natur die verläßlichste Basis alles Wissens fand.

Erscheint demnach freilich die Philosophie der Renaissance in der Hauptsache nur als eine unzulängliche Wiederholung des Altertums, so kündigen sich in diesem Zeitraum doch auch schon deutlich genug die Mächte an, welche dem menschlichen Denken alsbald einen wahren Alexanderzug bis an die Grenzen aller Erkenntnis, den Weg von Bacon zu Kant bereiten sollten: in erster Linie der neuzeitliche Subjektivismus als Großmacht der Verneinung, künftiger Sieger über alle Bücherweisheit der Humanisten, in zweiter die gewaltigen Fortschritte der Natur- und Geschichtswissenschaften, denen sich im 17. Jahrhundert eine neue Staats- und Rechtslehre beigesellen wird, um objektiver Betrachtung der Dinge die nötigen Materialmassen zuzuführen. Der Renaissance blieb eine verhältnismäßig bescheidene Tätigkeit zugeteilt, die Trennung des Denkens, des Lebens vom Dogma, die Reinigung und die vergleichende Kritik der antiken Traditionen: mit Notwendigkeit mußte eine neuerliche Emanzipation des nach einheitlicher Weltanschauung ringenden Menschengeists folgen. Das neuzeitliche Denken, müde des *einen* strengen Herrn, der Théologie, um deren Thron sich die Wissenschaften scharen sollten wie die apokalyptischen Tiere um den Stuhl des Lammes, wie (auf einer Freske in S. Maria Novella) alle Weisheit alter und mittlerer Zeit um die Lehrkanzel des hl Thomas, unterwirft sich zunächst vielen und milderen

Gebietern; auch dieser Vielherrschaft entflieht es dann und lebt nun anarchisch, um sich doch endlich selbst Gesetze und damit die wahre Freiheit zu geben.

4. Kapitel

Individuum und Gesellschaft

Schon Kap. 1 dieses Büchleins hat auf die dem Humanismus verdankte Umschichtung der abendländischen Menschheit in Gebildete und Ungebildete, auf die Beseitigung des mittelalterlichen Gegensatzes: „Hie Kleriker, hie Laien" hingewiesen. Mögen sich immerhin Inhalt und Umfang der neuen Begriffe im Laufe eines halben Jahrtausends verengt oder erweitert haben, die Scheidung besteht, freilich an Schroffheit ständig abnehmend, noch immer zu Recht; aber so brauchbar, fast notwendig diese Gruppierung der menschlichen Gesellschaft heut erscheint, es gab einen Zeitraum, eben den von uns betrachteten, in dem sie sich erst durchzusetzen hatte, in dem diese Gebildeten erst ihres Berufs, die Nation und die Menschheit zu repräsentieren, inne wurde, sich vorerst organisierten. Als Basis des für diese Bildung unerläßlichen Wissens die Kenntnis klassischer, mindestens aber lateinischer Sprache und Literatur anzusehen, war man fast stillschweigend übereingekommen; von humanistischen Pädagogen, Prinzenhofmeistern, Wanderlehrern und Professoren (vgl Kap. 1) muß sich der Klerus, der bisher Besitz und Überlieferung des Wissens monopolisiert hatte, aus einer tausendjährigen Funktion verdrängt sehen; das Abendland wechselt seine Erzieher. Durch jene neue Kulturträger und mit Hilfe des Bücherdrucks zieht die Bildung allmählich ein unsichtbares Band um Fürsten, Herren, Geistliche, Ritter, Bürger, Bauernsöhne; nicht am wenigsten ist sie geschäftig, den

vielfach erschütterten Bau mittelalterlicher Gesellschaftsordnung und Weltanschauung zu untergraben.

Wenn nun Vertreter der ehemals so scharf geschiednen Stände einander in einer neuen, weitherzigen Gemeinschaft begegneten, welche Gesamtphysiognomie wies diese Gemeinschaft auf, aus welcherlei Individuen setzte sie sich zusammen? Mit Recht hebt das berühmte Werk Jakob Burckhardts als wichtigstes Kennzeichen des neuen Geschlechtes die „Entdeckung des Menschen“, der einzelnen, eigenberechtigten Individualität hervor. Gewiß: dem Mittelalter gebrach es, nach S. Singers geistreichem Erweis, an Vorläufern dieser Entdeckung nicht; aber der Hauptsache nach hatte doch bis an die Schwelle der Renaissance den Einzelmenschen das Gesamtbewußtsein der Kirche, der Klasse, der Interessengruppe, der er angehörte, in einem heute schwer vorstellbaren Grade beherrscht, beherrscht selbst in seinem Privatleben und seinen Gedanken; und das Maß menschlicher Tüchtigkeit war immer und vor allem im Ideal des betreffenden Standes gesucht worden. Nun hob die Renaissance das Individuum aus der Menge seinesgleichen hervor, berechtigte, ja verpflichtete es, sich auf eigne Faust zu betätigen, und wie sich in jener Zeit die einzelnen Nationen aus der anscheinend gleichförmigen Masse abendländischer Christenheit herauskristallisieren, die Landessprachen trotz allem Latein aller Humanisten üppig erblühen, so wieder innerhalb der Nationen die Individuen, durch die moderne Bildung alter Schranken entledigt, noch nicht in neue eingepreßt. Welche Fülle von Charakterköpfen mit einem Mal im Quattro- und Cinquecento! Welche Originalität des Denkens und Tuns, welche Rücksichtslosigkeit in gutem und bösem Sinne!

Und auch hier wieder die schon im 2. und 3. Kap. hervorgehobene Gegenläufigkeit isolierender und vereinender Tendenzen. Dasselbe Zeitalter, das wie kein andres diffe-

renzierend wirkt, reißt auch wieder uralte Scheidemauern nieder, wirft die Nationen einander entgegen oder in die Arme, fördert den diplomatischen, überhaupt allen internationalen Verkehr, einigt die Gebildeten aller Länder durch gleiche literarische und wissenschaftliche Interessen, beseitigt, während es den Nationalstolz teils schafft teils steigert, gleichwohl nationale Vorurteile und eröffnet dem Talent Wirkungskreise auch außerhalb seiner Heimat und Nation, deren das selbstbewußte Renaissanceindividuum im Notfall nicht allzu schwer zu entraten weiß. Die vielen Griechen in Italien, Filelfo und Aurispa († 1459) in Byzanz, die Borgia und andre landfremde Kirchenfürsten und Präbendare in Rom, Colombo und Magalhães in Spanien, Poggio, Erasmus, Vives, Holbein, die beiden Caboto in England, die Fremdenkolonie Ludwigs XII und Franz' I (vgl Kap. 6), Piccolomini in Österreich, Vergerius und Regiomontan in Ungarn, Filippo Buonaccorsi, Celtis und eine Reihe anderer Gelehrter als Diplomaten oder Dozenten in Polen: die Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren. In einem Punkte jedenfalls wirken Nationalismus und Weltbürgertum, die beiden Kinder der Renaissance, einträchtig zusammen, im Bestreben, das in seiner Entwickelung solange gehemmte Individuum zu befreien.

Zumal in Italien nun wurde der Individualismus, das Persönlichkeitsbewußtsein noch durch ganz besondre Gründe gefördert, die anderswo nicht oder nicht in demselben Maße wirken: die vielen Machtzentren, ebenso viele Brennpunkte menschlichen Ehrgeizes; hundertfache Möglichkeit zu herrschen; myriadenfache Möglichkeit, die Gunst der Herrscher zu gewinnen. Je kleiner, je unsicherern Bestandes das staatliche Gebilde, desto leichteren Herzens emanzipiert sich der einzelne von den mittelalterlichen Idealen lehnsherrlicher oder vasallischer Treue, die denn wirklich den Zeitgenossen

Cesare Borgias als ein seltsames Phantom erschienen sein mag. Nirgends sodann war die Verweltlichung der höchsten geistlichen und geistigen Autorität so unmittelbar wahrzunehmen wie in Italien und jede Schwächung dieser Zentralgewalt bedeutete ein Erstarken der Individuen; in Italien endlich erwuchs der Humanismus.

Wie stark hat nun dieser die bereits vorhandne Tendenz auf Entfesselung der Persönlichkeit unterstützt! Das Mittelalter erfaßt das irdische Leben als ein vorübergehendes, ein Vorbereitungsstadium, dessen Abschluß und Endzweck im Jenseits liegen; mochte immerhin das ethische Ideal jener Jahrhunderte, eine Existenz voll Entsagung und Nächstenliebe, nur bei Bettelmönchen und Mystikern volle Verwirklichung finden, es war doch das Ideal. Aus andrem, dem Geiste der Antike nährt sich der Humanismus und so erscheint sein echter Jünger mehr oder minder „diesseitig", gleich den Hellenen auf möglichst gründliche Ausnützung der Lebenszeit bedacht. „Er stehe fest und sehe hier sich um"; sein Streben geht dahin, sich auszuleben, mit voller Bewußtheit alle Fähigkeiten zu entfalten, alle Bedürfnisse zu befriedigen, mit allen Sinnen zu genießen: Vollkommenheit in allem, im Hohen wie im Niedrigen. Maß dieser Vollkommenheit kann natürlich nur der betreffende Einzelmensch sein: auch die antikisierende Weltanschauung führt demnach zum Individualismus und sie ist es, die als Preis des verdienstlich gelebten Lebens immerwährenden Ruhm, neben oder statt der himmlischen eine irdische Unsterblichkeit verheißt.

So schafft sich denn die Renaissance nach ihrem eignen Bild ihr Ideal, den uomo universale, den Alleskönner und -wisser, den Virtuosen auf allen Gebieten; und bewunderungswürdig oft gewann dieses Ideal Fleisch und Blut, am frühesten, schon im 14. Jahrhundert, in hochgestellten und darum vielseitig interessierten Männern, in Karl IV und andren gro-

ßen Monarchen, am augenfälligsten doch erst nach dem Siege des Humanismus. Leone Battista Alberti (1404—72) verblüffte noch seine Zeitgenossen als Humanist, Poet, Mathematiker, Jurist, Philosoph, Architekt, Musiker, Maler, Politiker, vollendeter Kavalier: alles in einer Person; um die Jahrhundertwende hatten sich die Italiener an solche Phänomene gewöhnt und nahmen Universalmenschen wie Bojardo, Pico della Mirandola, Michelangelo, Raffael, Macchiavelli, Cellini, selbst die märchenhaft großartige Erscheinung eines Leonardo da Vinci verhältnismäßig ruhig hin, um so mehr, als ähnliche Virtuosen nun auch außerhalb Italiens auftauchen. Teuerdank und Weißkunig, die autobiographischen Werke des „letzten Ritters", tun dar, welchen Wert im Zeitalter der Hochrenaissance der oberste weltliche Herrscher Europas darauf legte, in der Jagd und den andern Sports, in Kriegskunst, Diplomatie, in Sprachen, Künsten, erlaubten und verbotenen Wissenschaften, selbst in Handwerken, kurz in allem und jedem bewandert zu erscheinen; auch solch fürstliches Dilettieren strebt dem Universalmenschentum zu. Zu Maximilians Volks- und Zeitgenossen gehört Cusanus, dessen Name in der Geschichte fast jeder Wissenschaft, stets an bedeutender Stelle auftaucht; Dürer, der Pinsel, Grabstichel, Radiernadel, Stift, Zirkel und Feder mit gleicher Meisterschaft führte und den man sich nicht etwa als exzentrischen Künstler, sondern als liebenswürdigen Weltmann vorzustellen hat; Pirckheimer, der vor dem Feind, als Staatsmann, als Humanist seinen Platz ausfüllte; Erasmus, Reuchlin. Die Engländer Morus und Ascham, der Franzose Rabelais zeigen andere Varietäten desselben Typus; diesseits der Grenzen der Renaissance ragt die Gestalt Bacons von Verulam hoch über alle seine Zeitgenossen auf. „Man lebt nur einmal" — unabläßig scheint den Ehrgeizigen dieser Mahnruf zu höchster Kraftentfaltung und -anspannung zu ertönen.

Was haben Cesare Borgia, Ulrich von Hutten aus ganz wenigen Jahren öffentlicher Tätigkeit zu machen gewußt! Und wie früh schicken sich die Renaissancemenschen zum Wettlauf an, eingedenk der Kürze des Lebens, der Ferne des Ziels; wie reich ist jen- und diesseits der Alpen das Zeitalter an einer ganz neuen Erscheinung, an frühreifen Talenten: Pico, Poliziano, Tasso, zahlreiche bildende Künstler; Dürer war ein richtiges Wunderkind, Melanchthon mit 17 Jahren Dozent in Tübingen. Wenn eine 10 jährige Prinzessin Gonzaga, Schülerin des gepriesenen Vittorino (vgl S. 26), tadellos griechisch korrespondierte, die 16jährige Ippolita Sforza (1459) vor einem Kenner wie Papst Pius eine lateinische Rede hielt, so konnten sich die Deutschen eines noch glänzenderen Erfolgs philologischer Dressur rühmen, da Juliana, Tochter des Augsburger Humanisten Konrad Peutinger, schon als 4jähriges Kind (1504) den Kaiser in der klassischen Sprache begrüßte.

Auf solcher Vielseitigkeit nicht zum wenigsten beruht es, daß uns die Persönlichkeiten der Renaissance im Vergleich mit den gleichsam zweidimensionalen und einfarbigen Menschen des Mittelalters plastisch, bunt ins Auge fallen, daß uns ihre Zeit so reich belebt erscheint. War nun diesem Geschlecht erst wieder zum Bewußtsein gekommen, welche Fülle, welcher Zauber in der Einzelpersönlichkeit, „deren Stempel Gott nach der Prägung zerbrach", liegen könne, so ists nicht befremdlich, daß alsbald das Bedürfnis, zu bewundern und zu verehren, sich an hervorragenden „göttlichen" Menschen der Vergangenheit und noch mehr der Gegenwart befriedigte. Eingestandnermaßen unternahm man weite Reisen, um einen berühmten Mann oder Zelebritäten schlechthin kennen zu lernen; die briefliche Korrespondenz, so eifrig jenes Zeitalter sie pflegte, genügte seinem Heroenkult nicht ganz. Und nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht winkte jetzt dem Künstler,

dem Gelehrten, dem Virtuosen irgendeines Könnens ein weit besseres Los als im Mittelalter; Stadt und Land rechneten sich's nunmehr zur Ehre an, diesen oder jenen großen Sohn aufzuweisen, dieses oder jenes Talent für sich gewinnen zu können. Des Dichters, der sich einen Namen gemacht, harrt eine feierliche Krönung nach antikem Muster (vgl S. 21); festliche Aufzüge, auch sie dem Altertume nachgeahmt, verherrlichen den Triumph siegreicher Feldherren; Toten und Lebenden werden Denkmäler gesetzt, ehrende Gedenktafeln verkünden der Mit- und Nachwelt wahres oder eingebildetes Verdienst. Damals wurde Italien der klassische Boden des lokalen Ruhms, der hochtönenden Inschriften, der pompösen Denkmäler, des übertriebensten Personenkultus; aber auch die kühleren Deutschen bewiesen z. B. bei den Reisen des Erasmus von Rotterdam, daß sie das Verdienst in der Person des verdienten Mannes ausgiebig zu ehren wußten. Fürsten und Mächtige genügten dieser Zeitrichtung, wenn sie es als politisch-klug und zugleich als Pflicht ihrer Stellung, offenbar auch als Lust empfanden, bedeutende Talente durch Aufträge oder Pensionen zu unterstützen; selbst kleinste, selbst sittlich verwilderte Machthaber verschlossen sich dieser Einsicht nicht, frönten dieser noblen Passion. „Mein Freund", sagte König Franz I, freilich der liebenswürdigste Herrscher seiner Zeit, zu Cellini, „ich weiß nicht, wer größeres Vergnügen haben mag, ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen". Und gab es für Herrscher und Regierer eine gewissere Anwartschaft auf Ruhm als Bauten, Statuen, Gemälde und, dauerhaftest, das Wort der Dichter? Die Begönnerten ihrerseits fanden in einem solchen Abhängigkeitsverhältnisse nichts Entwürdigendes, wenn auch nicht jeder mit dem Selbstbewußtsein

eines Buonarroti die Gönner in ihre Schranken zurückzuweisen verstand; gerade im Interesse der eigenen Individualität, damit dieselbe sich in ihrer Hauptrichtung frei auslebe, traten sie in die Dienste dieses oder jenes geistlichen oder weltlichen Großen, dessen Name dann wirklich oft nur durch sie auf die Nachwelt gekommen ist.

Stand demnach das Talent an und für sich bei den Machthabern in hohem Ansehen, so mußte bei den Talentierten gesteigertes Selbstbewußtsein entstehn und beharren. Schon früh trugen die Humanisten einen zu ihren Leistungen oft in grellem Mißverhältnis stehenden Dünkel zur Schau und überschütteten einander mit ausschweifendem Lob, um solches womöglich verdoppelt zurückzuerhalten; die Künstler, namentlich die vom zweiten Range, blieben nicht hinter den Gelehrten zurück. „Meinesgleichen geht vielleicht nur einer durch die Welt," rühmte sich Cellini einem hohen Würdenträger ins Gesicht, „Eurer Art durch jede Tür ein Dutzend aus und ein." Freilich, auch die Mäcene konnten, wie zu allen Zeiten, unglaublich viel Weihrauch vertragen, selbst wenn die Huldigung des Günstlings vom Gefeierten selbst kaum ernst genommen werden durfte. Als Alexanders VI Tochter und Cesares Schwester, Lucrezia Borgia (1480 ca bis 1519), von übelster, niemals widerlegter Nachrede verfolgt, dem ferraresischen Herzog Alfonso vermählt wurde (1502), priesen sogar Bembo, Manuccio, Ariost vor der Öffentlichkeit nicht bloß Schönheit, sondern auch Weisheit und Tugend der Braut und der „Rasende Roland" ist nicht das einzige Meisterwerk des Zeitalters, das durch faustdicke Lobhudelei entstellt wird, wenngleich vielleicht das einzige, das sie (allerdings in einem ganz verborgenen Winkel, 34: 77) en bloc wieder zurücknimmt. Immerhin bewahrten Männer wie die genannten, des eignen Wertes wohl bewußt, bei solch höfischem Werben um Protektion der Großen eine gewisse Haltung,

als ob es sich lediglich um die Erfüllung einer konventionellen Artigkeit handle; wie tief aber erniedrigten andre kleinere, wenn sie um Aufträge, Ämter, Sinekuren, Geschenke bettelten, sich und ihren Beruf! Kaum hatte die Schriftstellerei sich als lukrativ, als Staffel zu den höchsten geistlichen und hohen weltlichen Würden erwiesen, kaum der neuzeitliche Beamtenstaat sich zu entwickeln begonnen und wie mit einem Schlage war sie fix und fertig, die gesamte Technik scheinbar modernsten Strebertums, dessen gelehrt-literarische Spielart die Humanisten zuerst und sehr charakteristisch darstellten. Da waren die Cliquen der Kameraderie und der Verwandtschaft wirksam; da wurde abgeschrieben und gefälscht; die Angeberei verstand zu flüstern, verstand auch, z. B. in der Fehde zwischen Poggio und Valla, alle Register der Öffentlichkeit aufzuziehen und — laut oder leise — virtuos zu lügen. Da schonte man, wenn Hofgunst und Versorgung winkten, nicht des Freundes und nicht des Lehrers, da stieß der Emporkömmling die Leiter, auf der er zu Geld und Macht emporgeklommen, wenn sich der Fuß von der letzten Sprosse hob, verächtlich um und häufig sah redliches Verdienst sich von begabter, häufig von bornierter Skrupellosigkeit zur Seite geschoben. Nicht nur talentierte Abenteurer wie Valla, die allerausgezeichnetsten Männer der Renaissance, Cusanus, Piccolomini, Guicciardini, wechselten oder verleugneten nach Bedarf ihre Gesinnung, selbst auf den Soldaten Pescara, Sieger von Pavia und Gatten der Vittoria Colonna, fällt der Schatten des Hochverrats und Sannazar (vgl Kap. 5), der seinem königlichen Herrn auch im Unglück Treue hielt und öffentlich bekundete, steht ganz vereinzelt da. Um bei Gönnern durchzudringen, schien alles, alles erlaubt und ein gleichsam privater Machiavellismus Gipfel der Lebensweisheit. Viel von diesen Anschauungen und Praktiken mögen ja die Oströmer aus ihrer greulichen Wirtschaft eingeschleppt

haben und der widerwärtige Vielschreiber Francesco Filelfo (aus Tolentino, 1398—1481) hat mit größtem Erfolg den Byzantinismus an der Quelle studiert. Wenn der griechische Bettelpoet Manuel Philes (um 1330) naiv erklärt: „Ich will ein Hund sein, treu ergeben meinem Herrn, und nach den Brocken, die vom Tische fallen, spähn", so findet einer der frühsten deutschen Humanisten, Mathias von Kemnat, für sein Verhältnis zu Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz († 1476) ganz dieselbe schöne Metapher: „Nu sehen wir doch, das die unuernunfftigen thier selber . . . vnd vormals die hunde vnderweilen mit beweglichkeit des schwantzes, etwan mit wintzelung oder sunst mit welcher bedeutung des leibes sie dan mogen, iren herren sich etwan zu gelieben."

Mit öffentlichem Lob war wieder Lob zu gewinnen und, was noch besser, Protektion und Geld; sollte sich nicht auch öffentlicher Tadel, gerechter und ungerechter, auswerten lassen? Tadel, den man in Aussicht stellte, wofern nicht . . . ? Die Satire des Mittelalters war sozusagen ständisch gewesen, hatte Adel oder Geistlichkeit, Bürger oder Bauern schlechtweg, irgendeine Bosheit oder Narrheit ganz im allgemeinen befehdet und diese Manier bis auf die Brant, Erasmus, Murner vererbt; aber schon der junge Humanismus, Catulls und Martials allzu gelehriger Schüler, schärft, krümmt, vergiftet die Spitze literarischen Angriffs, lenkt sie auf bestimmte, namhaft gemachte Personen; denn auch hier interessiert der einzelne mehr als die Masse. Nun wurde es auch wirksam, mit solcher Kritik zu drohen, und wenn uns schon die wechselseitige Reklame so vieler Humanisten ganz modern anmutet, so brachte jene Zeit auch, freilich fast mit Notwendigkeit, den ältesten und gleich den großartigsten aller publizistischer Erpresser, den König aller Revolverjournalisten Pietro Aretino (1492—1556) hervor, den zu „retten" selbst einem Mann vom Range J. V. Widmanns schwerlich gelingt. Ohne son-

derliche humanistische oder sonstige Vorbildung, aber eines gewandten italienischen Prosastils mächtig, entfaltete der Aretiner in der (vgl S. 24) beliebten Form des Briefs eine rege schriftstellerische Tätigkeit, welche den Bezahlenden reiches Lob zuschanzte, die, deren Opfer noch ausstand, herunterriß, ja in oft wahrhaft perfider Weise verdächtigte: vor keinem kleineren Publikum, als dem des gesamten Italien, das jeden neuen Skandal dieser Art verschlang. Wohl, jenes Zeitalter suchte Ruhm, es begünstigte die Individualitäten — aber Aretino warf sich zum Zensor jedes Ruhms, aller Persönlichkeiten auf und betätigte sich wenigstens insofern als uomo universale, als er mit der ganzen unwissenden Arroganz des Zeilenschinders von heut über politische und militärische, wissenschaftliche, poetische und insbesondere künstlerische Leistungen aburteilte und sich Karl V und Franz I, Päpste und Kardinäle, Bildhauer und Maler, selbst Michelangelos einsame Größe tributpflichtig machte. „Seid Ihr der Göttliche (divino)," wagte der Verworfene einem Erpressungsschreiben an Buonarroti witzelnd einzufügen, „so bin auch ich nicht von Wasser (sondern von Wein, di vino)." Der Schändlichkeit seines Gewerbes war sich dieser negative Filelfo kaum bewußt, — und wenn, so verbarg er solche Erkenntnis hinter eherner Stirn; was hätte ihn hindern sollen, den um Ruf und Ruhm besorgten Zeitgenossen ihren Leumund so teuer wie möglich zu verkaufen? Nur auf Grund einer individualistischen Kultur ist eine Erscheinung wie die Pietros möglich und ohne die Buchdruckerkunst, ohne das Vorhandensein eines gebildeten Publikums nicht denkbar. Fürchteten denn der Beherrscher zweier Welten, der allerchristlichste König, der Dreigekrönte, der gewaltigste Künstler seiner, vielleicht aller Zeit — fürchteten sie insgesamt den Schusterssohn Peter in Venedig so sehr, daß sie seine befleckte Hand mit Gold füllten, ihm schmeichlerische Briefe, Ehrenketten, Zeich-

nungen zukommen ließen? Was sie fürchteten, war vielmehr die öffentliche Meinung des gebildetsten europäischen Landes, über diese aber gebot Aretino. Wie er diese Herrschaft errungen, ist heute nicht ganz leicht einzusehen; genug, als er sie einmal hatte, hielt er sie bis zum Tode fest.

So ward Aretino der erste und mächtigste Journalist seiner Zeit, ohne daß diese eine Tages-, ja überhaupt eine periodische Presse gekannt hätte. Nachrichten, die auf das Interesse weiterer Kreise rechnen durften, verbreitete man damals in Prosa und fast ebensogern in Versen auf „fliegenden" Blättern, nicht selten unter Beifügung plumper Holzschnitte; der Zeitraum, von dem wir reden, war so reich an aufregenden Ereignissen, der Anteil an den Weltbegebenheiten so stark geworden, die Kenntnis des Lesens doch schon so weit verbreitet, daß jede Schlacht, kirchliche Neuerung, Wunder- oder Mordgeschichte eine Reihe jener Extrablätter erzeugen konnte. Vielleicht der erste sensationell tagesgeschichtliche Bericht, den in relativ kurzer Zeit der Buchdruck in alle Teile der Kulturwelt trug, war ein an den königlich spanischen Schatzmeister gerichteter Brief Colombos über die Ergebnisse seiner ersten Entdeckungsreise. Ansätze zu periodisch wiederkehrender Berichterstattung finden sich in Venedig, wo die Regierung, wohl nach dem Muster der altrömischen acta diurna, eine Zeitlang offizielle und offiziöse Mitteilungen plakatieren ließ; daß fürstliche Kabinette, städtische Kanzleien, die Kontore der Großhändler sich einen durch Einführung geregelter Postkurse (vgl S. 54) erleichterten Nachrichtendienst organisierten, dessen sie bald nicht mehr zu entraten vermochten, gehört auch hierher. Ebenso der in Italien einreißende Gebrauch, durch öffentlichen Anschlag von Sonetten, Distichen, kurzen Wechselreden „zwischen Pasquino und Marforio" u. dgl m. die Tagesereignisse sehr ungeniert zu besprechen; selbst von absoluten Fürsten ward solchen „Pas-

quillanten" die Redefreiheit der Hofnarren stillschweigend eingeräumt.

Allein für regelmäßig erscheinende Zeitungen fehlte es damals doch noch an genügend zahlreichem Publikum und vollends an journalistischer Technik. Auch der Aretiner schrieb nur von Fall zu Fall; aber seine in sechs Bänden (1537—57) gesammelten Briefe kündigen die neue Großmacht schon recht deutlich an.

Aus dem Interesse an der interessanten Persönlichkeit erwuchs eine üppige Blüte biographischer Schriften. Mit einer an antiken Vorbildern, insbesondere an Plutarch geschulten, indes oft mit viel feineren Werkzeugen arbeitenden Kunst, mit viel stärkerem Temperament schrieben damals die Italiener und überhaupt die Abendländer das Leben großer Zeitgenossen, immer mit dem deutlich erkennbaren Bestreben, soviel als nur möglich von der — leider vergänglichen! — Individualität festzuhalten; man konnte sich in der Aufbewahrung charakteristischer Anekdoten, witziger oder sonst bezeichnender Gespräche gar nicht genug tun. Wie nun erst, wenn der Renaissancemensch, ob Papst oder Kaiser, Künstler oder Soldat, sein eignes Leben beschreibt, dem geliebten Ich ein Denkmal setzt! Nicht wenige haben sich durch anziehende Memoiren mehr als durch alle sonstigen Leistungen im Gedächtnis der Nachwelt behauptet: der Tausendkünstler Cellini und der tiefe Cardano so gut wie unser biderber Götz mit der eisernen Hand († 1562) und die trefflichen Schweizer Humanisten Thomas und Felix Platter († 1582, 1614). In Italien geht die Tradition für psychologisch-historische Ergründung der eignen Person bis auf Dantes „Neues Leben" (die Geschichte seiner Liebe zu Beatrice Portinari) und auf Petrarca, in Deutschland bis auf Karl IV, hier wie dort zuletzt auf das Vorbild des hl Augustin zurück, dessen Persönlichkeit und Weltanschauung auf die der Renaissance, der Reformation

vorangehenden Geschlechter und auf die Reformation selbst große Anziehungskraft ausübte.

Noch sei beiläufig darauf hingewiesen, daß in der Biographik jener Zeit dem Aufschwung der bildenden Künste lebhaftes Interesse an der äußeren Erscheinung, selbst der Kleidung des Menschen entspricht und daß die Renaissance auch in der Geschichte des europäischen Kostüms im Gegensatz zum ständischen Charakter früherer Jahrhunderte phantasievolle Eigenwilligkeit fördert. Im Mittelalter wollte oder mußte der einzelne durch seine Tracht als Angehöriger seiner Kaste kenntlich sein, in Raffaels oder Dürers Tagen ohne solche Rücksicht Vorzüge seines Körpers zur Geltung bringen, sich inszenieren. Wir reden natürlich nur von zeitweiligem Vorherrschen jener oder dieser Tendenzen, welche zu allen Zeiten neben- oder gegeneinander gewirkt haben.

Daß die Entfesselung des Individuums, die allen außergewöhnlichen Personen gezollte Verehrung, insbesondere aber die Schwächung aller Autoritäten, also auch der moralischen, keineswegs immer zu sittlichem und geistigem Vorteil des Renaissancegeschlechts ausschlagen konnte, liegt in der Natur der Dinge und darf nicht zu vorschneller Verurteilung der Periode als solcher verleiten, noch weniger aber dazu, mit den Borgia oder Aretino einen affektierten Kultus zu treiben. Von der Eitelkeit der Literaten, von der Würdelosigkeit im Verkehr zwischen Gönnern und Protektionskindern, von gewitzigten Strebern, gegenseitiger Lobhudelei und literarischer Erpressung ist bereits die Rede gewesen, aber das sind Symptome jeder von lebhaftem schriftstellerischen Treiben erfüllten Zeit. Schärfer zeichnen sich auf dem Goldgrund der Renaissance einzelne, nicht allzu vereinzelte Individuen ab, in denen man eine Spielart des Universalmenschen: den Universalverbrecher, den Virtuosen des Frevels erblicken könnte;

und, was noch mehr befremdet, diesen Männern selbst und ihren Zeitgenossen scheint der Begriff des Verbrechens, der Schuld ganz abhanden gekommen zu sein. Allerdings berechtigen solche Erscheinungen nur zu vorsichtigen Schlüssen auf die „Gesellschaft", die Gebildeten, keineswegs zu Schlüssen auf die Gesamtnation, aber nicht zu leugnen ist es, daß vornehmlich der höheren italienischen Gesellschaft jener Tage Versprechen und Vertrag, eheliche und sonstige Treue, überhaupt von den Gesetzen der Kirche, der Ritterlichkeit, des Anstands namentlich die Verbote gering galten, daß mindestens die öffentliche Meinung selbst und ihre Wortführer bedeutenden oder mächtigen Männern schwere und wiederholte Verletzungen heiligster Vorschriften fast ebenso bereitwillig verziehen, wie diese sich selbst, was nicht wenig sagen will. Und das geschah nicht etwa unbewußt, sondern mit Überlegung; soll ja doch selbst ein Papst, Paul III (Farnese), anläßlich einer blutigen Tat Cellinis (1534) gesagt haben, Männer, die in ihrer Kunst einzig daständen, „hätten sich nicht an die Gesetze zu binden". Was man aber dem machtlosen Goldschmied nicht übel nahm, durfte sich ein Fürst, ein Feldherr, ein Staatsmann ohne Zweifel weit eher erlauben.

Auf der einen Seite also Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, auf der anderen das geschwellte Selbstbewußtsein, das Expansions- und Genußbedürfnis des Individuums, des leidenschaftlichen phantasievollen Individuums, das über sich niemand und nichts anerkennt: nun noch politische oder literarische Macht in solch eines Menschen Hand gelegt, und der Typus Borgia und Aretino ist fertig — Gestalten, denen Leonardo, Macchiavelli, Tizian huldigten. In wie gänzlich andrem Lichte waren dem Mittelalter seine Ungeheuer, Ezzelin etwa oder Peter von Kastilien erschienen! Den großen Verbrechern der Renaissance sind Bedenken ethischer Natur vor der Tat ebenso fremd wie Reue hernach; ihr naives Handeln bedarf

einer Entschuldigung durch Gedankengänge Platons gar nicht. „Nur Schwäche allein wurde verachtet; Macht jeder Art trug ihre Straflosigkeit in sich“ (George Eliot). Monarchen wie Fernando von Aragon, Ferrante von Neapel, Ludwig der Mohr von Mailand, Alexander VI oder außerhalb Italiens Ludwig XI, Heinrich VIII, Christiern II, der sächsische Judas Moritz haben sich jeder moralischen Verantwortlichkeit überhoben. Sie schließen Verträge nur, um sie bei erster Gelegenheit möglichst vorteilhaft wieder zu brechen; ihrer Willkür gebietet weder Dankbarkeit noch Verwandtschaft Halt; heute dieser, morgen jener Partei beitretend, verfolgen sie alle im Grunde nur eine Politik, deren Programm eben sie selbst sind. Wer am besten zu täuschen weiß, verdient am ehesten zu herrschen; eine bei Lebzeiten des Mathias Corvinus gedruckte ungarische Chronik preist diesen gewiß sympathischen Fürsten ausdrücklich als „Meister in der Verstellung“.

Ins Ungemessene steigerten sich solche Charaktereigenschaften, wenn der Inhaber politischer Macht diese nicht von Gottes Gnaden besaß, nicht dem Geburts- oder Wahlrecht, sondern einzig sich selbst und den Gestirnen verdankte! Auch der Mann, den man als Typus des treu- und erbarmungslosen Gewaltherrschers anzusehen sich gewöhnt hat und der tatsächlich zu jenen Fürsten sich verhält wie das Ganze zu seinen Teilen, auch Cesare Borgia (1475—1507) stammte nicht aus fürstlichem Hause, wenngleich sein Vater Alexander VI 1492—1503 die Tiara trug. Von imponierendem Äußern, ungewöhnlicher Körper- und Willenskraft, ausgezeichnet als Feldherr, Verwalter, Diplomat, verfolgte dieser Glücksritter seine ikarischen und doch politisch richtig gedachten Pläne mit so rücksichtsloser und stilvoller Konsequenz, daß die Zeitgenossen seine Greueltaten offenbar weit weniger von der moralischen, als von der ästhetischen Seite ansahen. Wer mochte, wenn das „tropische Untier“ (Nietzsche) elegant und sicher seine Opfer

ansprang, diese bemitleiden? wer, mit dem jugendlichen Schiller zu reden, „nicht lieber im Backofen Belials braten wie Borgia und Catilina, als mit jedem Alltagsesel dort droben zu Tische sitzen"? Man hat in Cesare einen Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit Italiens, einen Garibaldi vor Garibaldi finden wollen. Kaum mit Recht: für solche Imponderabilien hätte der Brudermörder, der Giftmischer, der tausendfach Meineidige, der an nichts glaubte als an Macht, Genuß und sich selbst, wenig übrig gehabt und für die Krone des geeinten Italien jedenfalls nicht viel mehr als für irgendeine andere; aber daß wahrhaft nationalgesinnte Italiener nur von Männern seines Schlags Befreiung der Heimat von den verhaßten Barbaren erwarteten, daß damals seine Methode, Macht zu gewinnen und zu behalten, als prinzipiell unanfechtbar galt, lehrt Machiavellis „Fürst" (vgl S. 68) von Anfang bis zu Ende. Und gleichwohl hatte, als der Florentiner dies Werk schrieb, der Erfolg längst gegen Borgia entschieden: nicht als Weltgebieter auf dem Kapitol, nicht von der Hand eines durch die Antike begeisterten Tyrannenmörders, eines neuen Brutus war der neue Cäsar gefallen, sondern in einem elenden navarresischen Grenzkriege durch einen Namenlosen, selbst schon namenlos und vor seinem Tod ein toter Mann.

Seltsam, wie sich die geschlechtliche Moral der Renaissancezeit gewissermaßen polarisiert. Die höchste Geistesaristokratie Italiens huldigt, häufiger zwar in Kunst und Lehre als im Leben, einem der platonischen Philosophie entlehnten Ideal uneigennützig-reiner Liebe, dessen Widerschein die wundervolle Geselligkeit jener Auserwählten übergoldet, in dessen Verherrlichung Bembo mit Castiglione, Michelangelo mit Vittoria Colonna wetteifern. Andrerseits allerorten eine fast unglaubliche Verwilderung, durch die Novellisten und besser noch durch Statistik und Geschichte, durch verzweifelte Klagen

der Patrioten bezeugt, eine Entsittlichung, von der selbst das Landvolk nicht ganz unberührt blieb, wenn auch ihr eigentlicher Nährboden in hohen und mittleren Ständen lag. Auch auf diesem Gebiet war der Einzelne souverän geworden. Seine Wünsche warfen alle Schranken vor sich in den Staub, Schwur und Ehe, heiligste Gesetze der Kirche und der Natur; und dieselbe südländische Phantasie, die damals in Farbe und Stein unvergängliche Schönheit schuf, die Ariostos Feder und Cesares Dolch führte, die vor dem Geiste des großen Genuesen aus nie befahrenen Meeren eine neue Welt aufsteigen ließ – dieselbe Phantasie, mit dem grausamen Subjektivismus des Zeitalters verschwistert und auf geschlechtlichen Genuß eingestellt, zeitigte gerade auf den Höhen der damaligen Gesellschaft so unerhörte Verbrechen, in den Köpfen elender Menschen wie Aretins eine so schändliche Literatur, überhaupt eine so weit- und tiefgehende Demoralisation und im besonderen eine so naive Auffassung des sittlich Kriminellen, daß wir es allerdings begreifen, warum Aretinos Anklagen gegen die mit Schweiggeldern Kargenden nur sehr selten auf Immoralität lauten, wiewohl es da wahrlich nicht an Stoff gefehlt hätte. Gelegentlich rüttelten die Donnerstimmen mönchischer Bußprediger, Capistrans († 1456) oder Savonarolas (1452–1498), die Lebewelt aus ihrem Rausch; außerdem wirkte die Antike, die durch Untergrabung mittelalterlicher Autorität gar viel zur Entfesselung der Begierden beigetragen hatte und mit deren philosophisch-poetischen Überlieferungen humanistische Taugenichtse ihren Lebenswandel drapierten, auch wieder mildernd ein und lenkte unvermerkt vom physischen zum ästhetischen Genuß über. Die Gegenreformation endlich setzte den äußeren Anstand wieder in sein Recht ein, sie beschloß auch auf diesem Gebiete menschlichen Wollens die Ära der Übermenschen. Und bei einer Gesamtwürdigung des Zeitalters darf, selbst wenn man sich

auf Italien beschränkt, nicht übersehen werden, daß dem Egoismus des Individuums mit seinen mannigfachen Spielarten andere Massenerscheinungen im Landvolk, im Kleinbürgertum, im niederen Klerus gegenüberstehen: christliche Caritas, Ehrbarkeit in Erwerb und Genuß, Wahrung des religiösen Dekorums. Charakteristischer freilich bleiben für die Renaissance die Verderbnis und neben ihr die höchste Verfeinerung der Sitten.

Wie an so vielen andren, dem Mittelalter schlechthin selbstverständlichen Einrichtungen, so nagten auch an der ständischen Gliederung der menschlichen Gesellschaft immer wiederkehrend die Flutwellen einer neuen Zeit. Daß sich damals die Grenzen zwischen Adel und Mittelstand Italiens verwischten, geht nicht zum wenigsten auf die vielen Usurpationen in den einzelnen Kleinstaaten zurück. Wollten sich die illegitimen Herrscher behaupten, so mußten sie ihre Stütze in den nichtadeligen Gesellschaftsschichten suchen und finden; von den historischen Adelsgewalten hatten sie sich ja selbst geschieden. Und wenn sich damals in ganz Europa die alten Feudalstaaten in absolute Monarchien wandelten, deren Fürsten hoch über der Masse der Staatsbürger thronten, so beförderte diese Entwickelung ebenfalls den Ausgleich der Stände untereinander. Dieser Durchbrechung der gesellschaftlichen Grenzen von oben entsprach eine andre, von den „Gebildeten" ausgehende Tendenz: ein Zeitalter, welches persönliche Begabung, Kunst und Wissen an sich, Virtuosität in welcher Fertigkeit immer so hoch schätzte wie jenes, mußte ganz von selbst auch plebejischen Gelehrten, Malern, Musikern, Dichtern Kreise öffnen, die sich ihnen vorher und wiederum später strenge verschlossen, und der Byzantinismus, zu dem sich höfische Künstler damals wohl oder übel und die Humanisten nur allzuleicht bequemten, der selbst den Nacken Ariosts vor

einem Ippolito d'Este beugte, darf doch nicht über die Tatsache täuschen, daß zwischen gleich groß denkenden Personen, zwischen Julius II und Buonarroti, zwischen Raffael und seinen Gönnern, zwischen Erasmus und den mit ihm korrespondierenden hohen Würdenträgern der Kirche und des Staats ein Verkehr möglich war, dessen Ungezwungenheit dem Mittelalter ebenso unbegreiflich gewesen wäre wie nachmals der Etikette des 17. Jahrhunderts. Ein Fürst vergab sich nichts, wenn er von einem seiner Schützlinge Belehrung über irgendeine künstlerische oder literarische Materie heischte, leider auch dann nicht viel, wenn er jahrelang oder auf immer Schuldner des für ihn Beschäftigten blieb.

Solche Emanzipation des Talentes konnte dann einer vornehmen, geistig angeregten Geselligkeit zustatten kommen, wie jene Menschen sie kannten, liebten, zur bewußten Kunst ausbildeten, zu einer Kunst, als deren Meister im Quattrocento Pius II, im nächsten Jahrhunderte der lombardische Aristokrat Baldassarre Castiglione (1478–1529) galt, dessen Cortegiano (Höfling, Weltmann 1528) in geistvollen, oft begeisterten Gesprächen das Bild des Renaissancemenschen, wie er sein soll, wie er namentlich als Glied gewähltester Gesellschaft sein soll, entwirft: in alle Sättel gerecht, aller Vorzüge Herr, vollkommener Weltmann, aber nicht etwa in höfischer Karriere, vielmehr in platonischer Liebe seine hellste Verklärung findend. Allerdings, Castigliones „Höfling" stand vor den Männern seines Jahrhunderts nur als unerreichbares Muster da; aber wer hätte sich nicht zu diesem Muster bekannt? In einer Geselligkeit, wie sie dies vielgelesene, -gerühmte, -benützte, -übersetzte Werk darstellt und verherrlicht, einem takt- und geschmackvollen Verkehr, einer gehaltreichen, freilich bisweilen etwas pedantischen Konversation über ästhetische und ethische, literarische und künstlerische Themen konnten sich die dem Italiener angeborenen Vorzüge der

Urbanität, des lebhaften Temperaments, der schlagfertigen Beredsamkeit, des Scharfsinns entfalten: in solcher, durch die eben damals wunderbar aufblühende, allgemein gepflegte Musik verklärten Geselligkeit erblickten die Besten ihrer Zeit den höchsten Reiz und Schmuck des Lebens.

Nicht nur zwischen den Ständen, auch zwischen den Geschlechtern wußte die Renaissance erfolgreich zu vermitteln; sie gab der vom Minnedienst, überhaupt von der ritterlichen Kultur eingeleiteten Frauenemanzipation kräftigen Vorschub und (auf Jahrhunderte hinaus) den Abschluß. In den gebildeten Kreisen Italiens treten die Frauen als gleichwertig neben die Männer; sie beanspruchen dieselbe, also die humanistische Erziehung; „sie erobern aber nicht nur die Gesellschaft, sie erobern auch die Kunst" (Wolkan). Vor der Schwelle der hochgebildeten, der im besten Sinn emanzipierten Dame scheint die verwegene Unsittlichkeit jener Tage haltzumachen und wenn auch edle Frauen damals über das gesellschaftlich Erlaubte und Mögliche nachsichtiger und läßlicher dachten und urteilten, als es heute geschähe, soviel ist doch gewiß, daß sie mäßigend und läuternd auf Phantasie und Willen ihrer Zeitgenossen wirkten, ähnlich wie die Antike. Auffallend groß wird im 15., 16. Jahrhundert die Zahl berühmter Italienerinnen! Zum Teil sinds vielseitige, geistreiche, aber vorwiegend empfängliche Personen, wie Lucrezia Tornabuoni, Mutter des Mediceers Lorenzo, mehrere Fürstinnen des Hauses Gonzaga, die belesene Veroneserin Isotta Nogarola († um 1466), die Mädchen des hochgelahrten Pomponius Lätus († 1497 oder 98), die mit der cyprischen Krone geschmückte „Tochter von San Marco" Caterina Cornaro († 1510) und ihre Landsmännin Cassandra Fedele (vermählte Mapelli, † 1558; neben solche Salondamen treten dann schaffende Bildnerinnen, so Properzia de' Rossi (aus Bologna), um deren romantischen Tod (1530) viele Tränen flossen, und

eine ganze Schar von Dichterinnen (vgl Kap. 5), aus der Vittoria Colonna hervorragt; im späten Mittelalter dozierte die schöne Novella d'Andrea römisches Recht, die Humanistin Olympia Fulvia Morata († 1555) wurde 28 jährig auf eine Heidelberger Lehrkanzel berufen. Hochgebildeter, willensstarker, überhaupt interessanter Frauen rühmen sich übrigens in jenen Tagen auch die west- und mitteleuropäischen Völker; von Margarete von Navarra wenigstens wird noch zu sprechen sein.

So setzte sich die beste italienische Gesellschaft aus den besten Elementen beider Geschlechter zusammen und diesseitig, wie diese Gesellschaft war, strebte sie nach möglichster Auswertung des irdischen Daseins, des gegenwärtigen Augenblicks, erschloß sie sich immer neue Quellen sinnlicher und ästhetischer Freude, schuf sie die Typen des Weltmanns und des Lebenskünstlers und zu einer Zeit, da sich die Lebensführung in ganz Europa luxuriöser gestaltete und die germanischen Völker den Tafelfreuden unmäßig huldigten, den Begriff und die Möglichkeit des Komforts. Wie auf solchem Boden die bildende Kunst zu märchenhafter Höhe, Fülle und Pracht emporwuchs, dann ihrerseits tausendfach auf die Gesamtkultur zurückwirkte, kann in diesem Zusammenhang nicht untersucht werden.

An andrem Orte (S. 51) haben wir dargestellt, wie sich damals die Entdeckung der Natur vollzog. Begreiflich, daß nun bewußter Genuß des Landlebens einsetzt, daß die Villeggiaturen eines Pius II oder der Mediceer überall, wo sich Geschmack und Reichtum zusammenfinden, vorbildlich werden. Auf den unteren und mittleren Stufen des Apennins, im toskanischen Hügellande, längs der trägen Brenta, am Gardasee, auf Ischia fühlten sich die Glücklichen am glücklichsten, als Kinder des sonnigsten Landes und ihrer sonnigen

Zeit. Mit begeisterten, an unsterbliche horazische Verse anklingenden Worten hatte schon Alberti das Glück solcher von aller Erdschwere befreiten Existenz gepriesen.

Wie bezeichnen vollends das Renaissancegeschlecht seine Festlichkeiten! Mochten sie nun kirchlichen oder weltlichen, etwa gar altheidnischen Ursprung aufweisen, dem Andenken eines Märtyrers oder einer Heiligen, der Krönung eines Kaisers, Papstes, Poeten, der Einsetzung neugewählter Behörden, dem Einzug eines siegreichen Heers oder fremder Gesandten, dem Altarssakrament oder der Karnevalslaune gewidmet sein, zumeist nahmen sie doch die Form pomphafter Aufzüge an, an deren Gelingen ein hundertköpfiges, allen Ständen angehöriges Personal, alle erdenklichen Künste, Handwerke, Fertigkeiten mitwirkten, so daß Festordner (festaiuoli) und Dekorateure gesuchte Persönlichkeiten wurden. Der den Italienern eignen Lust an Masken, am Komödiespielen, am Repräsentieren boten solche Veranstaltungen ein weites fruchtbares Feld, überschäumender Lebenslust öffneten sie ein Ventil und lebten sich so völlig in den Vorstellungskreis der Italiener und von hier aus der Europäer ein, daß zahlreiche Schöpfungen der Poesie und Malerei nur als Reflexe jener Renaissancefestlichkeiten zu verstehen sind: die trionfi des Petrarca wie die masques der Engländer, Werke Mantegnas wie Albrecht Dürers; auch das neuzeitliche Drama knüpft hier an und Goethe hat für die Gestaltung des Mummenschanzes im „Faust" unmittelbar aus altflorentinischen Quellen geschöpft. Wo die Fürsten dem Volke näher standen, verschmähten sie es nicht, ihm und sich solche Lustbarkeiten zu organisieren, ja sogar poetisch zu verherrlichen, und Burckhardt läßt seine meisterhafte Darstellung dieser Zustände in ein Karnevalslied Lorenzos des Prächtigen ausklingen, welches die Diesseitigkeit, die Lebensfreude des Dichters und seiner Zeit aufs bündigste und klarste ausspricht – ein Lied, dessen

Übersetzung unwillkürlich in berühmte Verse unsres eigenen Schrifttums hinübergleitet:

Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

5. Kapitel

Italienische Dichtung

Richten wir nun auf die schöne Literatur Italiens als auf eine Funktion ihrer Zeit, ihres Publikums, ihrer Dichter unser Augenmerk, so wird allenthalben an das in Kap. 1 Erörterte anzuknüpfen sein. Dort haben wir die Humanisten als Schöpfer einer reichen Poesie in lateinischer Sprache kennen gelernt, einer Poesie, der die klassischen, zumal die römischen Dichter als absolute Muster galten, die man demütig nachahmen müsse, um so – und nur so – zur Vollkommenheit zu gelangen; weder Baukunst noch Plastik, weder Wissenschaft noch Technik der Renaissance haben die Hegemonie des Altertums so rückhaltlos anerkannt wie die Dichtung. Wie im Briefwechsel, in der Beredsamkeit, bevorzugten die Humanisten, soviel an ihnen lag, auch in der gebundenen Rede vor der Nationalsprache das elegantere, exklusivere Latein; nur in diesem Idiom, meinten sie, könnte höchste Kultur Ausdruck finden, wahrhafte Formschönheit erreicht werden. Und das wenigstens steht allerdings fest: am leichtesten machte sich die Nachahmung antiker Poesie, am wenigsten Geist erforderte sie, wenn man sich schlankweg der dichterisch schon völlig durchgebildeten antiken Sprache bediente. So entstand denn das Phänomen einer reichverzweigten, wesentlich unselbständigen, daher lehr- und lernbaren und tatsächlich auch dozierten und erlernten Dichtkunst, deren

Vertreter gewöhnlich in einer anderen Sprache dachten, in einer anderen schrieben, in beiden redeten: die sog. neulateinische Dichtung, im Mittelalter schon vielfach angebahnt (vgl Kap. 1), während der Renaissance eine Zeitlang Europa beherrschend, um dann im Lauf der Neuzeit allmählich hinzusiechen und mit Papst Leo XIII († 1903) in jenem Lande, das sie gezeugt hatte, zu verscheiden.

Mag immerhin uns Heutigen die althellenische Dichtung ihrer römischen Tochter an Unmittelbarkeit, Lebendigkeit, Tiefe und Schönheit weit überlegen erscheinen, die Neulateiner schöpften doch zumeist, wie es ihnen ja auch am nächsten lag, aus den Altlateinern, ahmten Nachahmer nach. Also eine Poesie aus dritter Hand. Wo Entlehnung und Anlehnung zur Regel wird, da wird natürlich die Originalität zur seltnen Ausnahme; wie viele neulateinische Dichtungen erkennen wir jetzt als aus ungezählten Splittern antiker Poesie musivisch zusammengesetzt! Alle möglichen Stoffe vergangner und eigner Zeit wußten die Neulateiner nach antiker Schablone zu behandeln; je enger der Anschluß an das Vorbild, desto größer das Verdienst. Petrarca und Boccaccio hatten ihnen große Materialsammlungen angelegt: einen reichen Vorrat an Gleichnissen, Bildern, mythologischen Gestalten, Beispielen aus Sage und Geschichte; wie dem Dichterling jetzt das Reimlexikon, dem Operettenlibrettisten alte Jahrgänge der Witzblätter, frommten jene Repertorien damals Poeten und Poetastern. Für jede Stimmung, für jede poetische Möglichkeit sah sich der Neulateiner an ein bestimmtes Muster gewiesen. Huldigte er einem Gönner, beschrieb er eine Feldschlacht, spielte er den Lebemann — unwillkürlich geriet er in die Geleise des Horaz, Lucan, Ovid und nur selten fand sich das Streben, noch seltner die Kraft, eigne Gedanken, erlebte Gefühle in der fremden Sprache, in erlerntem Versbau unverkünstelt auszudrücken.

Allerdings hatten die Neulateiner vor den Dichtern der Landessprachen eins voraus: eine Weltliteratur; den Gebildeten ganz Europas waren sie ohne weiteres verständlich. Um so weniger hatten sie freilich der großen Menge ihrer Volksgenossen zu sagen und so sind sie, nachdem ihre literaturgeschichtliche Mission erfüllt war, mit zahllosen Werken in das Massengrab der Vergessenheit gesunken. Was ist uns Hecuba? Allerdings: die Renaissance zog zwischen den großen Alten und den größten Neuen keine feste Grenze und Raffaels wundervolles Wandgemälde scharte Griechen, Römer und ihre italienischen Nachahmer in buntem Gemisch um den Gott des Gesanges, aber zu dem durchschnittlichen Neulateiner und seinen Hilfs- und Wörterbüchern stieg sie doch nie herab, die Muse des Parnaß, wie sie der Urbinate gemalt, stark und stolz, mit mächtigen Schwingen, das holde blonde Haupt lorbeerbekränzt, vom Hauch der Gottheit angeweht. Ariost wußte es wohl: „Wie Schwäne, so sind auch die Dichter selten, die mein' ich, die mit Recht man Dichter heißt."

Wir verzichten darauf, hier viele Namen, eben nur Namen, zu nennen, und ziehen es vor, die von den älteren Latinisten mit besonderer Vorliebe gepflegten Gattungen kurz charakterisierend aufzuzählen. Für die Lyrik galten Horaz, Ovid, Tibull, Properz als schlechthin unübertreffliche Muster der Ode und Elegie, sowohl in metrischer und stilistischer Hinsicht, als auch in den Themen: Unsterblichkeit des Dichters, Vergänglichkeit des Daseins, Preis der Gönner, Aufforderung zu stilvollem Lebensgenuß, Lob des Weins und der Villeggiatur, leidenschaftliche, gefühlvolle, frivole Erotik — Stoffe, denen die Renaissance aus Eignem fast nichts als den christlichen Kultus hinzufügen konnte. All dies stilisiert und konventionell, nur selten auch Ausdruck individueller Erlebnisse, nur selten persönlich oder örtlich gefärbt. Daneben florieren Gelegenheitsgedichte, als da sind Glückwünsche, Aufmunte-

rungen, Hochzeits- und Grablieder, poetische Briefe, Abschiedsverse, Reiseschilderungen: für solcherlei bald zum Handwerk entartende Kleinkunst boten die alten Poeten, die Sammlungen Boccaccios u. a. ein unerschöpfliches Phrasen- und Motivenmagazin. Nicht mindrer Gunst erfreute sich das Epigramm in der Weise Catulls und Martials, bald als Behälter anmutig gewendeter Reflexion, bald als spitzige Angriffswaffe, deren sich die Zeitgenossen Aretins gewandt zu bedienen wußten. Wenn Goethe gelegentlich an neulateinische Erotiker angeknüpft hat, so erscheint Lessing den Epigrammatisten der Renaissance mehr als einmal verpflichtet. Dem Lehrgedichte nach antikem Muster (Lucrez, Virgil) kamen die pädagogischen Neigungen der Humanistenzeit entgegen. Auch den erzklirrenden Gang hexametrischer Epik eines Virgil oder Lucan suchten die Neuen wie schon Jahrhunderte zuvor unser lieber Ekkehard, wie Petrarca in seinem maßgebenden Heldengedicht Africa (um 1340) nachzuahmen. Selbst mit christlichem Stoff erfüllte man diese Form, in der sich Jacopo Sannazaro (aus Neapel, 1456—1530) mit seinem Epos De partu virginis (Die Niederkunft der Jungfrau = Christi Geburt; ersch. 1526) zum Meister machte; daß in Sannazars formschönem Werke antike und biblische Überlieferung befremdlich durcheinanderspielen, darin lag vielleicht für die Zeitgenossen der Hauptreiz. Von hier führt der Weg zu Milton und Klopstock. Eine andre Gattung, welche im Altertum gepflegt worden war und der nun Landlust und Naturfreude der Renaissance mit offnen Armen entgegeneilte, das Schäfer- oder Fischeridyll, wurde so häufig erneut, daß man sich gar gewöhnte, die ländliche Natur im Gesichtswinkel derartigen Schrifttums zu sehen: sie also nicht etwa mit herzhaftem Realismus, wie sie wirklich ist, aufzufassen, sondern sentimental zu stilisieren und mit ebenfalls stilisierten, glücklich oder unglücklich liebenden Hirten oder Hirtinnen zu

bevölkern. Auch hier galt Virgil als unerreichbares Vorbild, auch hier knüpften (u. zw. schon mit Boccaccios Ninfale d'Ameto, um 1341) die nationalen Literaturen an, auch hier führen unsre eignen Traditionen bis auf Goethe herab.

Aber selbst an die kunstvollste Schöpfung antiker Dichtung, an das Drama, wagte sich die neulateinische Renaissance heran, ja, sie nicht zuerst; schon zur Ottonenzeit war die niederdeutsche Nonne Hrotsvitha mit Terenz, drei Jahrhunderte später „ein nicht unwürdiger Zeitgenosse Dantes" (Creizenach), der Paduaner Albertino Mussato (1315 in Padua zum Dichter gekrönt, † 1329) mit Seneca, Petrarca dann wieder mit Terenz in die Schranken getreten. Die Komödien des Terenz und des Plautus, die Tragödien Senecas blieben auch während der Renaissance Leitsterne des neulateinischen Dramas. An Fürstenhöfen (z. B. dem der Este in Ferrara), in Kardinalspalästen, bei akademischen und Schulfestlichkeiten wurden sie unter der Regie gewandter Humanisten aufgeführt, bald in der Ursprache, bald im Gewand des volgare; nach ihrem Muster arbeiteten die Neulateiner dann allenthalben und es gelang da wenigstens einzelnen Deutschen und Niederländern (vgl. Kap. 6), die starren Formen der Antike durch hohes Pathos oder derben Humor, durch originelle Gestalten, durch den streitbaren Geist der Reformation zu beleben und (allerdings erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts) dem realistischen Leidenschaftsdrama der elisabethanischen Briten ziemlich nahe zu kommen. Dann natürlich teilte auch das Drama das allgemeine Los neulateinischer Poesie; am zähesten und längsten haben die Gymnasien, vornehmlich die der Jesuiten, daran festgehalten. Montaigne, der als Schulknabe häufig und erfolgreich in lateinischen Schultragödien Hauptrollen spielte, hat später über den pädagogischen Wert solcher Lustbarkeiten sehr günstig geurteilt. — Zwischen poetischer und wissenschaftlicher Diskussion hielt die Mitte der

dramatisch bewegte Dialog nach Platos erhabenem oder Lukians anmutigem Vorbild, Lieblingsform der Neulateiner, zumal in Deutschland, und drum grade hier, wenigstens als lederne „Gespräche im Reiche derer Toten", von der Landessprache am längsten und zähesten festgehalten.

An Gattungen also gewiß nicht arm, an Stoffen und Formen überreich, krankte die neulateinische Dichtung doch von Anbeginn daran, daß sie, von Bibliotheken und Studierstuben ausgehend, zumeist wieder ebendahin zurückkehrte, daß sie zu wenig Fühlung mit den lebenden Nationen besaß, daß ihr die Form wesentlich und der Inhalt nebensächlich erschien, daß ihre Ideale hinter und nicht vor ihr lagen. Was war denn im Grund poetisch erreicht, wenn Sannazar in einem sechszeiligen Epigramm Venedig so erschöpfend und kunstreich pries, daß die Republik ihn für jeden Vers mit hundert Goldstücken belohnte? wenn der Karmeliter Baptista Mantuanus (Spagnuoli, † 1516), den die Zeitgenossen und grade die konservativen neben oder über Virgil setzten, wenn Filelfo, wenn Andrea Navagero (1483—1529) mit saurem Schweiß etwas zuwege brachten, dessen Horaz oder Lucan sich vielleicht nicht geschämt hätten? Und dennoch wär es ungerecht, anzunehmen, hier sei ein großer Aufwand schmählich vertan worden. Ganz abgesehen von Personalunionen neulateinischer und landessprachlicher Poesie, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert allenthalben, im 17. bei Milton, Fleming, Balde, bei Boileau und Addison, im 18. noch bei Johnson, Lessing, Denis begegnen, ist das, was wir als Renaissanceliteratur der einzelnen europäischen Kultursprachen erkennen und bewundern, ohne die Vorarbeit des Neulateinertums gar nicht denkbar.

In Italien reift der Humanismus und die neulateinische Poesie, hier auch die Renaissancedichtung am ehesten aus;

hier allein fällt das goldene Zeitalter, die Hochblüte der nationalen Literatur, mit der im engeren Sinn so genannten Renaissance zeitlich noch zusammen und dieselben Männer, mit deren Namen jede Geschichte des Humanismus beginnen muß, Dante, Petrarca, Boccaccio, haben nicht nur die klassischen Sprachen, sondern auch – theoretisch und praktisch, durch Agitation und durch eigne Meisterleistungen – das volgare für Vers und Prosa in Aufnahme gebracht; ja wenn in der Folge der Humanismus bewußt oder unbewußt die Landessprache auf einzelnen Gebieten zurückdrängte, nie fehlte es doch an Gelehrten wie Bembo, die ihre am Latein erworbene philologische Schulung, an Dichtern wie Piccolomini, Bembo, Sannazar, Polizian, die ihre in neulateinischer Dichtung gewonnene Eleganz auch der Muttersprache zuteil werden ließen. Zu Ende des 15. Jahrhunderts war denn auch der vom Italienischen zeitweilig aufgegebene Boden großenteils zurückerobert. In der kunstmäßigen Poesie italienischer Zunge konnten sich wechselseitig mittelalterliche und modern-antike, christlich-romantische und heidnisch-klassische, italienisch-nationale und griechisch-römisch-kosmopolitische Kultur durchdringen und befruchten, konnte eine überreiche Phantasie sich an der vornehmen Antike mäßigen, konnten Form und Technik höchste Vollendung erreichen, ohne deshalb, wie bei den Neulateinern, zum Um und Auf der Poesie zu werden. Aber das freilich hat die italienische Renaissancedichtung mit den Neulateinern gemein, daß sie meist souverän über ihrem Stoffe steht, daß sie nur selten, etwa im Munde eines Michelangelo, einer Colonna, unmittelbar aus begeistertem oder erschüttertem Gemüte fließt. Dante und Petrarca hatten die italienische Dichtung unter das Zeichen des Subjektivismus gestellt und hier verharrt sie auch in Ariosts und Macchiavellis Tagen, doch das poetische Subjekt äußert sich jetzt nicht sowohl im Enthusiasmus, sei's im religiösen, sei's

im erotischen, als vielmehr in kühler Bemeisterung des Stoffes, in wahrer oder affektierter ironischer Reserve. Es sieht fast so aus, als hätte der ausgesprochene Individualismus des Renaissancepoeten schlechterdings nicht vermocht, an einem Geschöpf der eigenen Phantasie, z. B. an Orlando und dessen Schicksalen, irgendwelchen tieferen Anteil zu nehmen; Ariost und seine Zeitgenossen schmolzen wahrlich nicht, wie Goethe, an den eigenen Kohlen. Und doch liegt grade in der Literaturgattung, wo diese weder anti- noch sympathisch betonte Ironie der Poeten am freiesten mit ihren Geschöpfen schalten konnte, im romantischen Epos, der höchste Ruhmestitel italienischer Renaissancedichtung.

Schon durch die Stoffwahl verraten die meisten großen Epiker der Hochrenaissance, wie wenig sie begeistert oder hingerissen sein wollten; denn nirgendwo tummelte sich ihre Phantasie lieber und lustiger umher als im zeit- und räumlich fernen Bereich des Sagenkreises, der sich schon im frühen Mittelalter um die gewaltigste historische Persönlichkeit der christlichen Welt kristallisiert, dem „eisernen Karl" einen wunderbaren Lebenslauf angedichtet, ihn mit zwölf Paladinen umgeben und in phantastische Kämpfe mit sarazenischen Heiden verwickelt hatte. Je mehr sich die spärlichen Reste geschichtlicher Überlieferung aus den sagenhaften Berichten verloren, desto eifriger lauschte man diesen, desto vertrauter wurde der gesamten lateinischen Kultursphäre die Gestalt des frommen und tapfern, aber auch grausamen, ungerechten, undankbaren Kaisers, der edlen Ritter Roland, Olivier, Reinald, des streitbaren Bischofs Turpin, des bösen Ganelon, des Zaubrers Malegys. Die Franzosen brachten Ordnung in die Fülle vereinzelter Sagen und gruppierten den weitschichtigen Stoff in Zyklen; von Italienern wurden im 14. Jahrhundert die interessantesten Partien zu einem großen

Prosaroman I reali di Francia (Das Herrscherhaus von Frankreich) verarbeitet, der sich bei hoch und nieder als ereignis- und personenreichste Unterhaltungslektüre großer Beliebtheit erfreute. Bedenkt man nun, wie geringschätzig der humanistisch gebildete Renaissancemensch auf das Mittelalter, wie gleichgültig ein Gesinnungsgenosse Vallas auf die ohnedies fabelhaften Kämpfe zwischen Christen und Heiden hinabsehn mußte, wie weit entfernt Macchiavellis Zeitalter davon war, jenem Sagenkreis und dem ganzen Ritterwesen auch nur ein wenig Glauben und Pietät entgegenzubringen, so wird der Gesichtspunkt, aus dem die großen Epiker der Renaissance den romantischen Stoff betrachteten, ganz verständlich. Weder Pulci noch Bojardo noch Ariost fühlten sich als Bewahrer würdigster nationaler Überlieferungen wie Homer, Virgil, die Dichter der Nibelungennot und der Nibelunge, sondern als berechtigt, mit ihren karlingischen und heidnischen Helden nach Willkür zu verfahren; sie unterscheiden sich voneinander vornehmlich durch ein Mehr oder Minder von Ironie, das sie ihrem Stoff und sich selbst, den Dichtern, entgegenbringen. Auch philosophische oder religiös-mystische Vertiefung ihres Themas liegt ihnen ferne; was sie darstellen wollen, ist eine möglichst große Menge von Begebenheiten, Liebes Leid und Lust, Entführung und Befreiung, Fahrten über Land und Meer und zu den Gestirnen, Zweikämpfe, Turniere und Völkerschlachten, seltsame und gefahrvolle Begegnungen mit Riesen, Zwergen, Magiern, Ungeheuern: je bunter der Inhalt, je gewandter die Erzählung, je melodischer die Stanzen, desto besser. All dies gilt bereits von dem Florentiner Luigi Pulci, einem Freunde Lorenzos des Prächtigen, der einen großen Abschnitt der Karlssage, die Abenteuer Orlandos (Rolands) vom Beginn des Zwists mit Kaiser Karl bis zum Heldentod in Ronceval, als Grundlage für das luftig-abenteuerliche Gebäude seines Epos Morgante (1482 f. veröffent-

licht) erkor. Orlando tritt übrigens hinter seinem treuergebenen riesenhaften Begleiter Morgante völlig zurück; dieser, keine Schreckgestalt wie Homers Polyphem, sondern ein gutmütiger ungeheurer Hanswurst, dem im Lauf der Erzählung ein Rüpel ähnlichen Schlags, Margutte, beigesellt wird, bestreitet nebst allerhand grotesken Dämonen die Komik des Epos, auf welche der Dichter sichtlich den Hauptakzent gelegt wissen will. Die Handlung häuft Schlacht auf Schlacht, Wunder über Wunder, schweift von Paris bis Babylon allenthalben umher, Liebesschwüre und Weisheitsworte werden von Hufschlag und Waffenklirren übertönt und wie der muntre Verfasser selbst zwischen Religiosität und Skepsis zu schwanken scheint, so umarmen sich auch sonst in seinen schönen Ottaven alter und neuer Geist.

Fünf Jahre nach dem Beginn des Morgante erschienen die ersten beiden Teile (1495 der dritte) des „Verliebten Roland" (Orlando innamorato), mit dessen Abenteuern Graf Matteo Bojardo (1434—94) den estensischen Hof in Ferrara zu ergötzen unternahm. Auch er wählte, wie Pulci, aber unabhängig von diesem, zu seinem Stoff die in den Reali erzählten großen Kriege zwischen Franken und heidnischen Sarazenen und Orlando ist auch *sein* Held; aber dem Hocharistokraten bedeutete ritterliche Treue und zarter Frauendienst mehr als dem bürgerlichen Florentiner und so schlägt denn Bojardo, sooft ihm auch der schalkische Zeitgeist über die Achsel guckt, zumeist viel würdigere, feierlichere Töne an als Pulci. Neben Orlando tritt ein anderer Paladin Rinaldo (Reinald), dann die von beiden geliebte heidnische Prinzessin Angelica hervor. An leitenden Gedanken fehlt es der bunten Geschichte völlig, ja die ganze Handlung scheint nur durch die Laune des Zufalls weitergeführt, aber mächtig offenbart sich allenthalben das Schönheitsbedürfnis jener Zeit, die erstarkte Phantasie, die Lust an der Form um ihrer selbst

willen. Das durch den Tod des liebenswürdigen Grafen abgebrochene Epos fand seinen Fortsetzer in dem größten Dichter der italienischen Renaissance, in Lodovico Ariosto aus Reggio in der Emilia (1474–1533), einem Mann von gründlicher humanistischer Bildung, einem vorzüglichen Neulateiner, der wie Bojardo, freilich in viel bescheidneren Verhältnissen, den ferraresischen Dynasten diente. Kardinal Ippolito d'Este wenigstens († 1520) war ihm kein milder, auch kein sehr verständnisvoller Mäcen. „Meister Ludwig, wo habt Ihr alle die Narreteien (nach einer anderen Überlieferung sogar ‚Schweinereien') hergenommen?" rief er, als ihm Ariost 1515 den Orlando furioso (damals in 40 Gesängen abgeschlossen, später auf 46 erweitert) überreichte; aber die Zeitgenossen dachten von dem Werk, durch dessen Gnade Ippolito fortlebt, hoch, und noch höher die Nachwelt. Es nimmt den Faden auf, wo er den Händen Bojardos entsunken war, läßt Roland weiter vergeblich um Angelicas Liebe werben, um ihretwillen in Raserei verfallen, endlich geheilt werden; daneben geht der fränkisch-sarazenische Krieg fort. Dies die Leitlinie des Epos, umrankt von tausenderlei Gebilden einer unerschöpflichen Phantasie. Noch mehr als bei Bojardo verschwinden jetzt der Titelheld und seine Taten hinter einem Heer „in Schönheit leuchtender Geschöpfe" (Gottfried Keller). Hier tummelt Astolfo sein Flügelpferd und fährt auf dem Wagen des Elias zum Mond empor, dort wölben sich Hain und Grotte über Angelicas und Medoros schäferlichen Liebesfreuden und immer neu bewährt sich die der wirklichen Welt damals schon fast märchenhafte „Biederkeit der alten Rittersitten" in immer neu variierten turnierartigen Kämpfen. Verlockenden Sarazeninnen wie Angelica und Alcina steht die christliche Heldenjungfrau Bradamante gegenüber, aus deren Bunde mit dem bekehrten Heiden Ruggiero der Poet das ruhmreiche Haus der Este entspringen läßt; selbst der

Skeptiker Montaigne schwärmte für die landfahrende gepanzerte Maid und in Tassos „Jerusalem", in Spensers „Feenkönigin" lebte sie als Clorinda, als Britomart wieder auf. Die Meisterschaft in gleichzeitiger Führung vieler Aktionen, in körperlicher und seelischer Bewegung ungezählter, fein auseinandergehaltner Personen, die weise Komposition, welche sich hinter anscheinender Planlosigkeit birgt, die zwischen Pulcis Derbheit und Bojardos Ernst den Mittelweg einschlagende Heiterkeit der überlegenen und doch nachsichtigen Darstellung, die Anmut der poetischen Konzeptionen, der Verse, der Sprache haben in der Weltliteratur ihresgleichen nicht und wie in Michelangelo, Raffael, Dürer erkennen wir auch in Ariost die reife Frucht einer Blütezeit: bei diesem und jenen strömen antike und mittelalterliche Traditionen zu köstlichster Mischung zusammen. Aber wer wollte mit jener Charakteristik wetteifern, in welcher Goethe Ariosts Wesen und unwillkürlich auch sein eigenes umschrieb!

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blütenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüten,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Überflusses rauscht daneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn;
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Herden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke

Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indes auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Dem Zeitalter der Gegenreformation blieb es vorbehalten, die Zahl der großen Epiker Italiens zu vermehren. Ein Halbjahrhundert nach Ariostos Blüte entsteht am selben Hofe von Ferrara, dem wiederum ein Alfons gebietet, Torquato Tassos Gerusalemme liberata (Befreites Jerusalem), eine begeisterte Verklärung des Glaubens, des Rittertums, der entsagenden Liebe: ein Werk, mit dessen Helden der Dichter steht und fällt und aus welchem das, was Goethe „Schalkheit" nennt, verbannt erscheint. Keine Betrachtung vielleicht läßt die Wandlung des italienischen Geistes zwischen 1520 und 1570 so deutlich erkennen wie ein Vergleich dieser beiden estensischen Hofdichter.

Auch nicht entfernt so hohen Flug wie das Heldengedicht wagt das italienische Drama. Neben mittelalterlich-kirchlichen bestehen auch klassische Voraussetzungen, von welchen selbstverständlich römische weit mehr als griechische in Betracht kommen, und zwar für das Trauerspiel Seneca, für die Komödie Plautus und Terenz: so daß sich eine dem neulateinischen Schauspiel parallele Entwicklung ergibt. Als ältestes in einer modernen Sprache abgefaßtes Renaissancedrama erscheint der Orfeo (Orpheus) des Humanisten Angelo Poliziano (1454—94), eines Günstlings des Magnifico: äußerlich noch dem exklusiv geistlichen Schauspiel des Mittelalters ähnelnd, dem Stoff nach antik, reich mit sangbaren lyrischen Partien ausgestattet und somit eigentlich auch Stammvater aller Opern. Man setzt die Uraufführung des Orfeo am Hofe von Mantua bald auf 1471, bald einige Jahre später an. Der zweifelhafte Ruhm, das neulateinische Drama mit

strengster Beachtung der klassischen Regeln in die Nationalsprache hinübergeführt zu haben, gebührt indes nicht Polizian, sondern dem poetisch weit weniger begabten Vicentiner Adligen Giovanni Giorgio Trissino (1478—1550), der auch ein großes italienisches Epos im Stil der Alten geschrieben hat; für sein Drama Sofonisba (1515) gaben Livius den Gegenstand, Euripides und Seneca Versmaß, Stil, den auf der Bühne verharrenden Chor u. v. a. her. Unter den zahlreichen Konkurrenten und Nachfolgern Trissins begegnen der Florentiner Giovanni Rucellai († 1525), der Aretiner und noch Torquato Tasso. So erscheint — verhängnisvoll genug — die italienische Tragödie, kaum geboren, ihrer Heimat stofflich wie stilistisch völlig entfremdet und ihre ganze weitere Entwicklung bis zur Gegenwart hat unter dieser Entfremdung zu leiden gehabt.

Unter günstigern Vorzeichen trat die italienische Komödie ans Licht; sie klammerte sich nicht, wie das Trauerspiel, an die Versform und stand mit ihrer ausgelassenen Frivolität von Anfang an dem wirklichen Volksleben inhaltlich und formell viel näher als die langweiligen Gelehrtendramen. Zwar richtete sie sich zumal im Gang der Handlung oft schülerhaft nach den genannten antiken Mustern, aber indem sie antikes durch modernes Kostüm ersetzte, führte sie halb unwillkürlich nach und nach doch zur Originalität. So große Männer wie Ariost und Macchiavelli versuchten sich in der Lustspieldichtung und wahre Triumphe feierte hier Aretinos Naturalismus, der wohl noch heut bühnenwirksam gemacht werden könnte. Für die Aufführung einer Ariostischen Komödie entwarf kein geringerer als Raffael die Dekoration; überhaupt mußten, ob es nun lateinische oder italienische, ernste oder heitere Vorstellungen galt, alle musischen und bildenden Künste zusammenwirken und so vielfach betätigte sich die urwüchsige theatralische Begabung der Nation, daß

schon damals alle Formen des modernen Dramas keimend oder blühend wahrzunehmen sind.

Es scheint, als hätte sich die Innigkeit, Wärme, Begeisterungsfähigkeit der Literatur des Trecento während der nächstfolgenden Jahrhunderte in die italienische Lyrik geflüchtet, obwohl oder weil diese Dichtungsgattung im Renaissancezeitalter von den eigentlichen Literaten nicht bevorzugt und großenteils Frauen, bildenden Künstlern, vornehmen Dilettanten überlassen wird. Hier findet der Subjektivismus der Generation seine literarische Formel, hier leben Dantes Traditionen fort, von denen sich das Epos soweit entfernt hatte, hier weit mehr als in Drama und Epos offenbart sich, wie reich an starken und tiefen Individualitäten die italienische Renaissance war.

Lorenzo de' Medicis Liedern, die zumeist florentinischen Festen entblühten, rühmt Goethe „geistreiche Darstellung geselliger Laune und heitere Lebensleichtigkeit" nach; in Bembos Versen bekundet sich das feine Formtalent, die humanistische Eleganz, aber auch die Unselbständigkeit dieses bekanntesten unter den vielen Petrarchisten, „der unsrer Sprache Süß' und Reinheit mehrt, der sie gemeinem Brauche hat enthoben, und wie sie sein soll, durch sein Beispiel lehrt" (Ariost). Will man aus dem Munde der Dichtung erfahren, was sich ziemt, selbst wenn südliche Leidenschaft das Herz ergreift, so frage man bei edlen Dichterinnen an, bei Veronica Gambara († 1550), Gaspara Stampa († 1554), Laura Terracina († um 1570) und bei ihrer aller Fürstin Vittoria Colonna (1492 bis 1547), die in ihren Rime (1538) christliche und platonische Ideen vermählt und, um nochmals mit Ariost zu reden, „für sich allein mit nie geschautem Beispiel aus der Mitte stygischer Götter, aus dem Reich der Schatten gen Himmel hob den unbesiegten Gatten", nämlich den kaiserlichen Feldherrn

Pescara (1490—1525), an dessen Seite sie durch Conrad Ferdinand Meyers herrliche Novelle schreitet. Um ihre reine Gestalt scharten sich die erlesensten Geister Roms; ihre Freundschaft beglückte Bernardo Tasso[1]), Castiglione, Bembo, Sadoleto, sie erhellte und erwärmte das Greisenalter Michelangelos, der ergreifende Dankesworte fand: aus niedrem Tone forme der Künstler zuerst den Entwurf, um die solcherart gegebene Verheißung alsdann in Marmor zu erfüllen; „so kam ich als Entwurf von mir zur Erde, bestimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll Hoheit, als ein vollkommnes Werk geboren werde".

Wie Vittoria alle weiblichen, übertrifft Michelangelo, zumal im Wechselgesang mit ihr, alle männlichen Lyriker seiner Tage an Gefühlstiefe, erschütternder Kraft des Ausdrucks, ernster Lebensweisheit. So sind uns von Brunelleschi, von Leonardo, von Raffael Dichtungen erhalten, zwar nur gering an Zahl und Umfang, aber des Ruhms ihrer Verfasser würdig; auch auf dem breiten Grenzrain zwischen Kunst und Gewerbe blühte die Lyrik, wie Cellinis Beispiel beweist. Ja ein gewisses Durchschnittsmaß poetischer Fingerfertigkeit, improvisatorischen Könnens wurde in jenen Tagen allen Italienern mehr oder minder gemeinsam und ists noch heute.

Was die italienische Prosa betrifft, so haben wir bereits durch andere Zusammenhänge in Macchiavelli, Guicciardini, Castiglione, Bembo einige ihrer bedeutendsten Vertreter kennen gelernt; sie alle verdanken antiken Mustern die Klarheit, Treffsicherheit, Eleganz ihres kunstvollen Stils. Auch Sannazaro, der mit seinem Schäferromane Arcadia (vollständig 1504 erschienen) eine neue und langlebige Gattung schuf, entlehnt nicht nur die schäferliche Einkleidung eigner Liebes-

[1]) 1493—1569, Vater Torquatos. Vittoria hob 1535 die von Goethe verklärte Eleonora d'Este aus der Taufe.

schicksale, sondern auch die eigentümlich aus Prosa und Versen gemischte Erzählungsweise den Alten. Schon bei den Neulateinern, unter denen Sannazaro ja auch eine große Rolle spielt, hatten wir der durch Boccaccio vorbereiteten Pastoraldichtung zu gedenken; sie in die verschiedenen Nationalsprachen, in seine bildende Kunst sie hinüberzuleiten, war vor allem die Arcadia berufen, deren Traumwelt sogar noch Goethes Faust und Helena umgibt.

Der kunstmäßigen Prosa ist ferner die Gattung der kurzen, flott erzählten Novelle beizurechnen, welche Boccaccio schon im 14. Jahrhundert glänzend eingeführt, Piccolomini im 15. in humanistisches Kostüm gesteckt hatte. In Boccaccios Bann stehen alle hervorragenden Novellisten der Renaissance; wie ihm, so kommt es auch ihnen nicht so sehr auf absolute Neuheit des jeweilig Erzählten, wie auf originellen und amüsanten Vortrag an; wie er, umrahmen sie ihre Geschichtchen gerne durch eine zusammenhaltende Erzählung; wie dem Decamerone entströmt auch ihren Sammlungen, ob sie nun lateinisch oder welsch reden, der Erdgeruch Italiens, die Atmosphäre ihrer Zeit. Daß sie mit Vorliebe der Klostergeistlichkeit am Zeug flicken, haben sie gleichfalls mit Boccaz gemein, wiewohl gerade die meistgenannten, Agnolo Firenzuola (1493 bis vor 1548) und Matteo Bandello (1485 bis nach 1561), selbst die Tonsur trugen; überhaupt haben wir in ihnen sittengeschichtliche Quellen ersten Ranges und allmählich häufte sich alles, was die Renaissancezeit an Unterhaltungsstoff besaß, in diesen vielgelesenen Novellenbüchern, aus denen und aus deren Nachahmungen (jede größere Literatur lieferte Seitenstücke) nachmals Hans Sachs, Shakespeare, Lafontaine, Grimmelshausen, Longfellow und wie viele Dichter unsrer Tage nach Lust schöpfen konnten.

6. Kapitel

Dichtung außerhalb Italiens

Das 5. Kap. lehrt in den Hauptzügen jene Dichtung kennen, welche dem fruchtbaren Boden der italienischen Renaissance entwuchs; die anderen Kulturnationen erfuhren zwar damals sämtlich den Einfluß der neulateinischen und der volgare-Dichtung Italiens, lassen aber erst viel später die solcher Aussaat verdankte Ernte gewahren, so daß Slawen und Nordgermanen unserm Gesichtsfeld noch ferne bleiben und auch bei den übrigen Völkern Europas zunächst eigentlich nur Ansätze einer nationalsprachlichen Renaissanceliteratur zu verzeichnen sind. Auch wirkt der humanistische Geist nirgendwo so tief und nachhaltig auf das Nationalleben ein wie auf italienischem Boden, wenngleich die Führung in den klassischen Altertumswissenschaften schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts an Deutschland und Frankreich übergeht.

Spanien erscheint zu Beginn der Neuzeit durch seine Ansprüche auf Mailand, beide Sizilien, Sardinien, durch die Aragon in Neapel und die Borgia in Rom, durch Gestalten wie Gonsalvo de Cordova, Colombo, Pescara vielfältig mit Italien verknüpft; die literarischen Wechselbeziehungen indes sind nicht stark genug, daß sich schon unter den reyes católicos Fernando und Isabel und ihrem Enkel, dem habsburgischen Karl, ein Musenhof, der ins Riesenhafte gesteigerten Macht Spaniens würdig, zusammenfände. Früh allerdings schlägt der elektrische Funke des Humanismus von der apenninischen auf die iberische Halbinsel über; die italienischen Neulateiner und Renaissancepoeten finden hier Beifall und Nachahmung und ihr gemeinsames Oberhaupt Petrarca wird für Garcilaso de la Vega († 1536), Boscan († 1543) und den Portugiesen Sa de Miranda († 1558) inhaltlich und formell

Muster elegischer Liebesdichtung in der Nationalsprache, während der Salmantiner Juan del Encina († um 1534) in seinen Eglogas den Spuren virgilischer Schäfer folgt. Noch ganz außerhalb antiker Einflüsse steht ein Nachzügler des Mittelalters, der pyrenäische Ritterroman, von der kriegerischen adelsstolzen Gentry durchs ganze Cinquecento hin aufrechtgehalten, bis endlich, über ein Jahrhundert nach dem weltberühmten, aus Spanien oder Portugal stammenden „Amadis“ [1]), der große Cervantes, selbst noch ein mittelalterlicher Ritter ohne Furcht und Tadel, aber mit Waffen aus dem Rüsthause der humanistischen Bildung bewehrt, jener Modegattung den Garaus macht. Ebenso ferne wie der Amadis und seine Gefolgschaft liegen dem, was wir unter Renaissance verstehen, andere hervorragende Schöpfungen dieser Periode, wie das große Romandrama La Celestina des Fernando de Rojas (erschienen vor 1501) oder des Portugiesen Gil Vicente († um 1540) geistreiche Komödien.

In Britannien faßt der Humanismus unter den Königen und Königinnen des Hauses Tudor, deren großzügige Politik zahlreiche Brücken zwischen der Insel und dem Kontinent schlägt, so festen Fuß, daß die spezifisch-philologische Bildung dort noch heut in mancher Hinsicht mehr gilt als anderswo. Die neulateinische Literatur erfährt in England — bezeichnend für das germanische Element im Nationalcharakter — eine sehr merkliche Vertiefung und Verinnerlichung. Sie bleibt nicht, wie so oft in Italien, ein rein formales Spiel; in der Utopia des edlen Morus (vgl S. 70) wird das klassische Latein zum Träger höchst individueller und origineller Gedanken, zum Werkzeug einer freien und kühnen Phantasie. Auch an poetischem Wert übertrifft die Utopia sicherlich,

[1]) Älteste spanische Bearbeitung 1465—1492 von Garcia Ordoñez de Montalvo.

was die gerühmten Pseudoklassiker Italiens, die Bembo, Sannazaro und wie sie alle heißen, geschaffen haben; in ihr weht der Seewind, der Colombos Segel schwellte, pocht der Herzschlag der neuen, glückdurstigen Zeit, glänzt ein Widerschein von Platos sonnigem Idealstaate. Der Schöpfer dieses Werks (1529—1531 Lordkanzler), gründliche Weltkenntnis mit festem Charakter, scharfen Witz mit liebenswürdiger Gemütlichkeit, weitestgehende, wahrhaft utopische Toleranz mit strenger Religiosität vereinend, fand 1535 als treuer Katholik den Märtyrertod; zwanzig Jahre später starb ein andrer großer Prosaist, Bischof Hugh Latimer, Schüler der Griechen in Florenz (vgl S. 16), für die neue Lehre. Zierden des englischen Humanismus wie Morus und Latimer bekunden deutlich genug seine sittlich-religiöse Grundstimmung.

Die Dichtung in englischer Sprache steht freilich zwischen 1450 und 1550 hinter der italienischen Poesie weit zurück: sie bereitet nur eben das große elisabethanische Zeitalter der Spenser, Marlowe, Shakespeare vor u. zw. durch eine Renaissanceliteratur nach dem Muster der Italiener, namentlich Petrarcas, dessen sentimentale Liebeslyrik und elegante Verskunst von Aristokraten wie Henry Howard Earl von Surrey († 1547) und Sir Thomas Wyatt († 1542) gewandt nachgebildet wurden. Das Italienische behauptete sich eine Zeitlang als modisches Idiom, noch bei Shakespeare finden sich Beweise dafür; aber eben die Renaissancedichter wehrten auch wieder einem Übermaß der Ausländerei. Roger Ascham (1516—68), Lehrer Elisabeths, und andre Pädagogen stellten der Dichtersprache eine kunstgemäße Prosa an die Seite, die dann den Polemikern der kirchlichen Wirren, den Latimer und Knox, gute Dienste leistete.

So vollzieht sich in England wie in Spanien eine eigentümliche Mischung verschiedner Kulturen: antiker, italienischer und nationaler. Wie das Interesse des Renaissance-Eng-

länders von einer zur andern eilte, bei allen verweilte, zeigt sehr schön die Stoffwahl der Shakespeareschen Dramen, in denen – außerhalb der Grenzen unsrer Darstellung – so viele Blütenträume der Renaissance reiften.

In Schottland, mit England noch nicht politisch vereinigt, ist vor allem des berühmten Neulateiners George Buchanan (1506–1582) zu gedenken; was in der Landessprache gedichtet wurde, möchte eher als Ausklang des Mittelalters denn als Prolog der Neuzeit anzusprechen sein.

Ein interessanteres Gesicht zeigt die Renaissanceliteratur in Frankreich, wo das humanistische Interesse, von einer episodischen Bewegung im 14. Jahrhundert abgesehen, erst verhältnismäßig spät, als allgemein nationale Angelegenheit gewiß nicht früher als seit dem Beginn der italienischen Heerfahrten (1494) zu beobachten ist. Wenn diese blutigen Kriege einen Bayard, Foix, La Palisse, La Tremouille und in ihnen die letzten leuchtenden Verkörperungen eines überwundenen Ideals, des mittelalterlichen Kavaliers auf die Walstatt streckten, wenn das von Karl VIII leichtsinnig begonnene Unternehmen unter Franz I völlig scheiterte und die Franzosen das Land räumen mußten, von dem sie nur in Superlativen der Bewunderung zu sprechen pflegten, so hielt doch über die Leichen jener Paladine hinweg die italienische Renaissancekultur ihren Einzug in das straff zusammengefaßte Reich der Valois. Eilfertig suchte man jetzt den südlichen Vettern ihren großen Vorsprung abzugewinnen. Voran ging bei diesen Bestrebungen der Hof, insbesondere die um Franz I (König 1515–1547) und seine Schwester Margarete von Navarra († 1549) sich scharende lustige Gesellschaft; daher die höfische Färbung der französischen Renaissance. Sollte sich denn der allerchristlichste König, der von Calais bis nach Toulon gebot, dessen Stammbaum im dunkeln Reich der

Heldensage wurzelte, sollte sich er in der Förderung von Kunst und Poesie, in stilvollem Lebensgenuß von irgendwelchen italienischen Kleinfürsten, Enkeln eines Seidenkrämers oder eines Condottiere, übertreffen lassen? Geflissentlich suchte man Männer von bestklingenden Namen, die Tausendkünstler da Vinci, Cellini, Primaticcio († um 1570), den Hellenen und Hellenisten Andreas Laskaris († 1535), den didaktischen Poeten Alamanni († 1556) nach Paris zu ziehen, geflissentlich den Glanz des Hofs dadurch zu erhöhen, daß man die ersten Geister auch der eignen Nation diesem Hof eingliederte und, wie die politische Macht, so auch die Literatur auf Jahrhunderte hinaus zentralisierte. Zudem gebrach es der Dynastie selbst keineswegs an literarischer Begabung: Karl von Orleans († 1465) tat sich als Lyriker der alten, König Franz selbst, Liebling und Personifikation seines Volks, als Sänger der neuen Schule hervor und Margaretes Heptaméron, eine Sammlung meist frivoler Novellen, gab an Grazie und geistreicher Keckheit dem italienischen Vorbilde nicht viel nach. Höfischer Gunst erfreute sich Jean Le Maire († vor 1525), „der erste humanistische Dichter Frankreichs" (Becker), erfreute sich der Humanismus selbst, für dessen Pflege Franz, von dem berühmten Gräzisten Guillaume Budé (Budäus 1467—1540) beraten, das Collège de France gründete. So schnell und stark wurde die Jugenderziehung von den neuen Prinzipien erfaßt, daß Michel de Montaigne als sechsjähriger Knabe weder die Mundart noch die Schriftsprache seiner Heimat, wohl aber fließend Latein zu sprechen wußte; und natürlich ist an Neulateinern kein Mangel. Inwiefern sich die Gedankengänge der Reformation mit denen der Renaissance freund- oder feindlich begegnen, fällt auch hier außerhalb des Rahmens unsrer Betrachtungen; doch sei hervorgehoben, schon weil Frankreich sich dadurch von Italien, Spanien, England scheidet, Deutschland nähert, daß die glän-

zendsten Vertreter seiner nationalsprachlichen Renaissancedichtung fast alle kirchenfeindlich, reformfreundlich gesinnt sind. Schon jene fürstliche Novellistin neigte sich dem Calvinismus zu und schrieb aus solchen Stimmungen heraus religiöse Prosa und Poesie; der begabteste Poet des Zeitraums, Clément Marot (1497—1544) aus Cahors, der in Italien mitgefochten und die Liebeslyrik vom mittelalterlichen zum petrarchischen Stil hinübergeführt hatte, gab dem Kirchengesang derer „von der Religion" ergreifende Texte und unter den Händen des Pikarden Calvin (Jean Chauvin 1509 bis 1564), dessen Lehre noch weitere Kreise ziehen sollte als die Luthers, gewann die französische Prosa, was die italienische unter denen Bembos und Machiavellis: Klarheit, Schönheit, Eleganz. Bald freilich ward das Tafeltuch zwischen den epikureischen Jüngern der Antike und den asketischen Hugenotten zerschnitten, aber nicht, ehe sich humanistische und reformatorische Ideen in der Gestalt des berühmten Franz Rabelais aus Chinon (1490 ca bis 1553) in wunderlichster Mischung verkörpert hatten. Mit philo- und theologischer, naturwissenschaftlicher und sonstiger Bildung wohl ausgerüstet, in Besitz ebenso starker wie grotesker, durch die neuzeitlichen Entdeckungen und Erfindungen beflügelter Einbildungskraft und größter Sprachgewandtheit, Meister im Wortspiel, im Witz, in der Ironie, ein Weltkind von unersättlicher Lebenslust, ein erbitterter und gefährlicher Satiriker, dem nichts, aber auch gar nichts, nicht einmal die Pariser Universität, des Mittelalters Orakel, zu imponieren vermochte: all das war Rabelais und von allen dem Füllhorn der Renaissance entquellenden Gaben ist die Schönheit allein seinen derben Fäusten unerreichbar geblieben. Hier sei nur seines Hauptwerks gedacht, das abenteuerliche Gestalten heimischer Sage in einem ganz aparten Renaissancestil neu belebte: des Romans von Gargantua und Pantagruel (1533—1552 veröffentlicht). Wie

im Rasenden Roland werden Ausgeburten mittelalterlicher Phantasie ins Licht der Neuzeit gerückt, aber nicht zu freiem Spiel tendenzlos-ironischer Laune, sondern daß sich an ihnen und weiterhin an allen Widersprüchen in Staat, Kirche, Privatleben, Geselligkeit, Wissenschaft, Erziehung die Schärfe siegreichen Witzes übe, mit dem Mittelalter eine grausame, doch grandiose Abrechnung gepflogen werde. Eitel Negation; nur die behaglichen Statuten eines utopischen Klosters Thélème, das dem strengern Sinn eines Morus freilich kaum behagt hätte, vergegenwärtigen, soweit wir dem argen Spötter überhaupt trauen wollen, sein soziales und sittliches Ideal. Trotz aller Tendenz, trotz der Unmasse von Winkelgelehrsamkeit, die das (fast jedes Kulturgebiet besuchende oder streifende) Buch, wie nachmals die Romandichtung Jean Pauls, mit sich schleppt, trotzdem die Angriffspunkte seiner Polemik heute teils unkenntlich, teils auch verschwunden sind, ist es immer noch eins der unterhaltendsten Werke der Weltliteratur; darin verrät sich der allzeit fidele Sohn der weinseligen Touraine, der gelegentlich sogar auch der unantastbaren Antike und den „besessenen“ Calvinisten ein Schnippchen schlägt.

Im deutschen Sprach- und Reichsgebiet endlich (dem für jene Zeit mit gutem Grund auch noch das niederländische beizuzählen ist) scheint der Humanismus früher als in England, Spanien, Frankreich Wurzel geschlagen zu haben. Schon der in Lebensführung und -anschauung auffällig modern geartete Luxemburger Karl IV (Kaiser 1346—1378) bezeichnet eine Einbruchsstelle der neuen Kultur; von dem Jahre 1350, in welchem Cola di Rienzo, dieser romantische Humanist der Tat, an Karls Hofe zu Prag erschien, datiert Burdach die deutsche Renaissance. Zu Petrarca und Boccaccio unterhielt der Kaiser persönliche Beziehungen; die Leitung seiner (für die Geschichte unserer Schriftsprache äußerst wich-

tigen) Kanzlei vertraute er dem Latinisten Johann von Neumarkt († 1380), der seine Bildung in Italien vollendet und daselbst gleich den Kavalieren der Valois ein irdisches Paradies entdeckt hatte, später daheim als unermüdlicher Korrespondent für die neuen Bildungsideale wirkte. Unter Karls Regierung taten sich im Niederländischen die „Brüder vom gemeinsamen Leben" zusammen, um in freier Vereinigung, fern von den Tüfteleien offizieller Religionsphilosophie gemeinsame Erbauung im Stil mittelalterlicher Mystik mit humanistisch-pädagogischer Tätigkeit zu verbinden, und ihr christlicher Humanismus wanderte später rheinauf bis ins Elsaß. Unter der Herrschaft Sigismunds und seiner Nachfolger boten die Konzilien, zumal das von Konstanz, Männern wie Poggio oder Piccolomini die beste Gelegenheit, den deutschen Barbaren Kultur zuzutragen; die Fürsten von Österreich, Württemberg, bei Rhein, die geistlichen Höfe in Franken begannen sich für das neue Wesen zu interessieren: so drang es von Norden und Süden gleichzeitig ein, mochten ihm auch hier wie dort die Universitäten anfangs die starre Front der im Besitz und somit im Recht wohnenden Scholastik entgegenstellen, ähnlich wie sie sich zweihundert Jahre später wider Aufklärung und Pietismus zur Wehr setzten. Bei der Gründung[1]) solcher hoher Schulen hatte zunächst und zumeist fürstliche Freigebigkeit, Ruhmbegier, Innen- und Außenpolitik die Hand im Spiel gehabt, aber schließlich darf auch der Humanismus, seit seinem ersten Vorstoß (durch Peurbach in Wien 1454) nicht mehr aus der akademischen Welt zu schaffen, bescheiden Gevatter stehn, wenn eine neue Universitas ins Leben tritt, und dann und wann sogar das große Wort führen. Philologisch geschulte Sekretäre, Rechtsgelehrte, Diplo-

---

[1]) 14. Jahrh. Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt; dann bis zur Reformation Würzburg, Leipzig, Rostock, Löwen, Greifswalde, Freiburg i. Br., Basel, Ingolstadt, Trier, Mainz, Tübingen, Wittenberg, Frankfurt a. O.

maten, Prinzenerzieher nunmehr an den meisten Höfen; bei Maximilian I finden die Humanisten, wenn schon selten des Mediceers Gold, so allzeit des Mediceers Güte. Indes erscheint der deutsche Humanismus grade in seiner Frühzeit minder höfisch als seine Brüder in Welschland und Frankreich: von Anfang betont er nicht sowohl das individualistische, als das gemeinnützige Moment, erfreut sich in den Reichsstädten, zumal bei den anfänglich zurückhaltenden Nürnbergern, patrizischer Gunst, behält Fühlung mit den breiten Volksmassen, nimmt lebhaften Anteil am religiösen Leben. Und den Lehrsälen der Humanisten strömen aus allen Schichten der Nation Hörer zu: hoher, niedrer Adel, Bürger- und Bauernsöhne; die klassische Bildung ist eben modern und verheißt zudem ihren Jüngern eine glänzende Laufbahn. Wie manche arbeiteten sich gleich dem wackeren Schweizer Thomas Platter (vgl Kap. 4) aus bitterster Not zu Bildung und Ansehn hinauf, trotz aller Entbehrungen und Demütigungen, denen „Schützen" und „Bacchanten", die jüngeren und die älteren Bettelstudenten, ausgesetzt waren; wie viele freilich fanden in wüstem Wanderleben ein trauriges Ende! Das Wandern war den armen jungen Lateinern Lust und harte Notwendigkeit zugleich; strichen ja auch die Lehrer des Humanismus anfänglich wie Zugvögel im ganzen heiligen Reich umher und über die Grenzen hinaus bis nach Ungarn und Polen, wo die neue Wissenschaft, durch welsche Sendboten eingepflanzt, zu üppiger Blüte gelangt war. Und seit Johanns von Neumarkt Romfahrt ließen wenige namhafte Humanisten Italien unbesucht, denn noch stärker als im Mittelalter den medizinischen und juristischen Nachwuchs lockte die Apenninenhalbinsel nunmehr aus Deutschland und aller Welt die lernbegierigen Jünglinge und Männer. Wie im 18. und 19. Jahrhundert das Gelobte Land der Kunst, war sie damals das der Wissenschaft und mancher Deutsche,

der dort vom Lotos der Kunst, der Wissenschaft, der geistreichen Geselligkeit gekostet, dazu etwa gar ein auskömmliches Amt oder Schein-Amt gefunden, vergaß der Heimkehr, wie der Luxemburger Goritz (Corycius † 1527), ein Liebling der römischen Gesellschaft.

Berühmter unter jenen Wanderlehrern und „Poeten" ward keiner als der fränkische Bauernsohn Konrad Celtis (1459—1508), der erste Deutsche, der einer Dichterkrönung (durch Kaiser Friedrich III, 1487) wert erachtet wurde, eifriger Agitator und Vereinsgründer, lebensfreudig und reiselustig, außerordentlich eitel, zu höfischer Schmeichelei stets erbötig, dem italienischen Typus also nicht unähnlich. Für die Aufnahme klassischer Studien, insbesondre in Österreich, hat er unstreitig vieles bewirkt; die persönliche Note seiner Liebes- und Wandergedichte weist ihm unter den Neulateinern eine ausgezeichnete Stelle an. Auf die übrigen Reiseprediger der Antike, auf die stabileren Humanistenkreise und „Sodalitäten" in verschiedenen Gegenden Ober- und Niederdeutschlands kann hier nicht näher eingegangen werden.

Überall, vornehmlich in Österreich, Bayern, Schwaben, Franken, ward eifrig aus altem und neuem Latein, auch aus der neueren italienischen Literatur übersetzt. Der aus der Schweiz gebürtige württembergische Kanzler Niklas von Wyle († 1478 oder 1479) übertrug für adlige und bürgerliche Gönner aus Lukian (nach dem Latein des Poggio), Petrarca, Boccaccio, Piccolomini, Poggio allerlei Amüsantes und Erbauliches in flüssigem, aber noch mit Mitteln der lateinischen Syntax arbeitendem Stil. Ähnliche Grundsätze waren für die Stoffwahl des Schwaben Heinrich Stainhoewel (1412—82), des Eichstätter Domherrn Albrecht von Eyb (1420—75) maßgebend, welcher allbereits auf Plautus zurückgriff; noch vor Torschluß des 15. Jahrhunderts waren u. a. Boethius' Trostschrift, mancherlei von Cicero und (durch Hanns Nythart zu

Ulm, 1486) sechs Komödien des Terenz eingedeutscht. Das 16. Jahrhundert ist dann Zeuge eines nimmermüden, auch die Griechen einbeziehenden, vornehmlich Geschichtschreibern und Epikern zugewandten Dolmetschens, von dessen Erzeugnissen nur die hübsch illustrierte Odyssee „des eltisten kunstreichesten Vatters aller Poeten Homeri durch Maister Simon Schaidenraisser der statt München Stattschreiber transferiert" (1537) und Murners Äneis-Wiedergabe (1515) angeführt sei. Aus all diesen „Translatzen" zog die stoffhungrige, weil phantasiearme deutsche Poesie reichen Gewinn, natürlich nur stofflichen. Künstlerisch vollendete, stilgerechte Übersetzungen lagen weder in der Absicht noch im Vermögen der Translatoren; zu diesen zählt auch der Jurist v. Schwarzenberg (vgl S. 65), der allerdings eines philologischen Mitarbeiters bedurfte.

Die bei den italienischen Latinisten beobachteten Gattungen und Erscheinungen wiederholen sich sämtlich bei den deutschen „Poeten", unter denen sich nach Celtis, Eobanus Hessus (1488—1540), Hutten der Hesse Petrus Lotichius Secundus (1528—1560) hervortat; auf keinem Gebiet aber gelang es den deutschen Neulateinern so wohl wie auf dem des Dramas, das sich bei ihnen nicht selten über das sonst beliebte Mosaik aus Phrasen, Motiven, Charaktertypen der Plautus, Terenz, Seneca beträchtlich erhebt. Pädagogische, höfische, religiöse, nationale Tendenzen lösen einander in der Geschichte unserer neulateinischen Komödien und Tragödien ab, seit zum erstenmal ein deutscher Humanist ein Schauspiel, Jakob Wimpheling (1450—1528) seinen schulmeisterlichen Stylpho (1470) geschrieben hatte; noch aber bedurfte das Drama immer erneuter Entschuldigungen seiner Existenz, bis Luther es unter seinen Schutz nahm. Das von Konflikten des Willens, von Leidenschafts- und Gemütsbewegungen dicht erfüllte Zeitalter kam vor allen Dichtern den Dramatikern zugut. Ihre bewegliche Prosa, ihre dröhnenden Verse schritten der Reformation als

Herolde voran, als Waffenträger zur Seite. Biblische, volkstümliche, zeitgeschichtlich-allegorische Stoffe wurden in die kunstvollen antiken Formen gegossen; ein wahrhaft nationales, ein dem englischen ebenbürtiges Leidenschaftsdrama schien sich entwickeln und in die deutsche Dichtung hinüberfließen zu wollen, aber vielerlei wirkte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zusammen, um eine schöne Entwicklung zu hemmen. Nennen wir hier wenigstens einige Namen aus der Reihe hochbegabter Dramatiker, denen leider die Sprache, in der sie schrieben, keinen anderen Ruhm als bloß literaturgeschichtlichen vergönnt hat: den Augsburger Sixt Birk (Betulius 1500—54), Willem de Volder (Gnaphäus 1493 ca bis 1568) aus dem Haag und als die beiden bedeutendsten innerhalb des von uns betrachteten Zeitraumes einen Brabanter und einen Bayern: Georg Langhveldt (Macropedius 1475—1558) und Thomas Kirchmair (Naogeorgus 1511—63). Daneben ward die auf Schüler als Hörer und als Darsteller berechnete lateinische Schulkomödie moralisierenden oder amüsanten Inhalts vor, während und nach der Reformation eifrig gepflegt; die obengenannten Dramatiker gehörten übrigens (bis auf Kirchmair) sämtlich dem Lehrberuf an und bei diesen deutschen Neulateinern verleugnet sich der sittliche Ernst, die Innerlichkeit, die Wahrhaftigkeit des Germanen so wenig wie bei ihren Rivalen in England.

Von den „Brüdern vom gemeinsamen Leben" ist oben die Rede gewesen; aus ihrer Schule ging der universelle Cusanus, ging ein Halbjahrhundert später der gefeiertste Humanist der Deutschen, vielleicht seines Zeitalters überhaupt hervor, Desiderius Erasmus von Rotterdam (1466—1536). Wie Celtis hat er einen großen Teil seines Lebens verwandert, aber nicht er suchte die Mächtigen, die Mächtigen ihn. Groß war der Zauber seines persönlichen und brieflichen Verkehrs, denn Erasmus war, gleich seinem Freunde

Morus, ein vorzüglicher Gesellschafter; wo er sich aufhielt, dahin gravitierte die Intelligenz des betreffenden Landes. Er entschied in philologischen und historischen Fragen, in pädagogischen, in solchen des Stils, des Geschmacks, ja des Gewissens wie eine oberste Instanz; wenn er sich jezuweilen gleichsam herabließ, in eleganteſtem Latein dem größeren Publikum zwar nicht mit der Derbheit eines Rabelais – der sich übrigens als Erasmus' dankbaren Schüler bekennt –, aber doch scharf und boshaft genug die Leviten zu lesen, wie in seinem „Lob der Narrheit" (ersch. 1509), dann hatte er die Gebildeten Europas in ihrer Gesamtheit zu eifrigen Lesern und den großen Holbein zum Illustrator. Fast ebensolcher Beliebtheit genossen seine Colloquia familiaria („Zwanglose Gespräche", zuerst 1516, abgeschlossen 1530), in denen man alle möglichen Themen des Alltags- wie des geistigen Lebens verständig, anmutig und geistreich erörtert fand. Von den gelehrten Arbeiten des Erasmus erscheint die erste kritische Ausgabe (und zugleich der Erstdruck[1]) 1516) des Neuen Testaments in der griechischen Ursprache heut als die folgenreichste. Ihr schlossen sich wissenschaftliche Editionen der älteren Kirchenväter an: Arbeiten, die einer Revision der frühsten Kirchengeschichte gleichkamen, ein Arsenal, in dem später die Reformation Schutz- und Trutzwaffen die Menge fand. Der „christlichen Philosophie" des Rotterdamers wurde schon (S. 77) gedacht; als Forscher, als Satiriker wirkte er für Verinnerlichung der Religion, für die Freimachung ihrer ethischen Kräfte, für „praktisches Christentum", wie Bezold die wesentlichste Tendenz glücklich formuliert. Und die kirchlichen Autoritäten sind durch seine temperamentlose Agitation

[1]) Der das griechische (und das lateinische) Neue Testament enthaltende Bd 5 der sog. Complutensis, einer von Kardinal Francisco Ximenez in Alcala (Complutum) veranstalteten großen polyglotten Bibel-Ausgabe, ist allerdings schon 1514 gedruckt, aber die Druckerlaubnis erst 1520 erteilt und das ganze Werk nicht vor 1522 ausgegeben worden.

weit mehr erschüttert worden als durch die frivolen Atheismen eines Valla oder anderer Freigeister. Dennoch scheidet grade seine Gestalt gleich einem Markstein deutlich das Reich der Renaissance von dem der Reformation, die Hegemonie der Vernunft von der des erlösenden Glaubens, den absoluten vom relativen Individualismus, die Wiedergeburt der Antike von der der mittelalterlichen Mystik. Wie tausendfach auch die Fäden zwischen beiden herüber, hinüber schießen, wie lang und glänzend sich auch die Reihe jener Männer, denen die Versöhnung antiken und christlichen Geists Lebensaufgabe war, von Petrarca zu Morus, Erasmus, Zwingli und dem Präzeptor Deutschlands Melanchthon spannt: die Wesensverschiedenheit der beiden weltgeschichtlichen Phänomene läßt sich nicht leugnen und schließt die Reformation aus dem Kreise dieser Darstellung aus.

Galt Erasmus als unbestritten gründlichster Kenner der beiden klassischen Sprachen, so wurde Johann Reuchlin (1455 bis 1522) sogar als trilinguis (dreisprachig) gepriesen, da er, wie Griechisch und Latein, auch das Hebräische beherrschte; „wer will sich ihm vergleichen," ruft Goethe, „zu seiner Zeit ein Wunderzeichen". Wie oft hat man ihn mit Erasmus kontrastiert: den derben gesinnungstüchtigen Pforzheimer mit dem glatten weltmännischen Niederländer; dieser durchaus verständig, jener ein mystischer Schwärmer. Wenn sich Erasmus zum Kompromiß, zu humoristischer Auffassung menschlichen Irrsals neigt, so waltet bei dem Dreisprachigen das Pathos vor, fehlt alle Nachgiebigkeit und der Stubengelehrte übertrifft (seltsam genug) den Richter des schwäbischen Bundes, den Staatsmann an Lebensklugheit. Ohne eigentlich dichterische Begabung hat Reuchlin doch durch seine nach dem Muster des Terenz geschriebene Verskomödie Henno (aufgeführt 1497 in Heidelberg) auf die Entwicklung des Dramas bestimmend eingewirkt. Er galt als Autorität in Sprache

und Literatur der Juden (1506 Rudimenta hebraica, die erste hebräische Grammatik eines Christen); als nun ein sichrer Pfefferkorn, Konvertit, mit verdächtigem Eifer die Verbrennung aller jüdischen Bücher (mit Ausnahme des Alten Testaments) bei Kaiser und Reich durchsetzen wollte, nahm Reuchlin, zu einem Gutachten aufgefordert, das Lieblingsgebiet seiner Studien in Schutz (1510) und ein alsbald zwischen Reuchlin einer-, Pfefferkorn und den Kölner Dominikanern andrerseits entbrennender langwieriger Federkrieg zog das Interesse der gesamten deutschen Intelligenz auf sich, um so mehr, als man des ursprünglichen Streitobjekts allmählich völlig vergaß, hüben für den Humanismus, drüben für die Scholastik und zwar mit einer dem Zeitalter gemäßen riesenhaften Grobheit stritt; hier auch, wie in Italien, werden die Waffen der Satire immer schärfer und giftiger, auch hier kämpft zuletzt Mann gegen Mann, nie vorher hatten gelehrte Kontroversen in solchem Maß werbende und parteiende Kraft bewährt.

Der Fall Pfefferkorn, an und für sich ein verhältnismäßig harmloses Vorspiel der Reformation, findet hier nur Erwähnung, weil er der mittelbare Anlaß eines neulateinischen Werkes wurde, dessen Ruf zeitweilig dem der Utopia und des „Lobs der Narrheit" nahe kam: der anonymen Epistolae obscurorum virorum (Briefe unberühmter Männer), einer Korrespondenz fingierter Parteigänger Pfefferkorns mit einem Gesinnungsgenossen, dem Kölner Poeten Ortwin de Graes (Gratius). Der erste Teil des sensationellen Buchs (1515) rührt von Crotus Rubeanus (Johann Jäger, etwa 1480 bis 1540) her, der zweite, pathetischer gehaltene (1517) ganz oder fast ganz von Hutten (s. u.). Allerlei angebliche Schüler und Freunde Ortwins berichten da in greulichem Küchenlatein über die verschiedenen Stadien des Reuchlinschen Streits, über komische scholastische Haarspaltereien, über immer neue wissenschaftliche und sonstige Blamagen einzelner „Dunkel-

männer" und der ganzen Partei. Die Satire arbeitet also mit direkter Ironie und mit grotesker Steigerung realer Tatsachen: hierdurch, wie auch durch die antimönchische Tendenz werden wir an den (erheblich jüngeren) Gargantua gemahnt. Für ihre gute Sache ganz begeistert, fragen die Verfasser der Epistolae nicht lang danach, wen ihre Hiebe treffen und mit wieviel Recht, aber ihr ehrlicher Enthusiasmus entfernt sie auch himmelweit von der Erpresserei eines Aretin, mit dem sie allerdings grobe Unflätigkeit und Vorliebe für volkstümliche Wendungen und Szenen gemeinsam haben. In das Volk sind die Dunkelmännerbriefe gleichwohl nie gedrungen — Sprache und Thema verhindertens in gleichem Maß —, aber an ihnen ergötzte sich vom Papst abwärts jeder, der dies- und jenseits der Alpen auf moderne Bildung Anspruch erhob, und nach vier Jahrhunderten sind sie fast noch so frisch wie am ersten Tag.

Nicht nur in der neulateinischen Literatur kommt der verhältnismäßig populäre Charakter des deutschen Humanismus zum Ausdruck; vollends da, wo sich seine Jünger der Landessprache bedienen, wenden sie sich weit mehr als etwa Italiens oder Frankreichs Renaissancedichter auch den nicht akademischen Kreisen zu. Das über Deutschlands Grenzen hinaus berühmte „Narrenschiff" (1494) des Straßburger Sprach- und Rechtsgelehrten Sebastian Brant (1457—1521) stellte in recht volkstümlicher, philiströs-launiger Weise die einzelnen menschlichen und ständischen Laster als Narrheiten, mithin als Gebrechen des Verstandes, nicht des Charakters hin und bereitete den Weg für die ähnlich gedachte, freilich viel geistreichere Schrift des Erasmus (vgl S. 130). Und wenige Jahre nach dem „Lob der Narrheit" unternahm es ein zweiter elsässischer Humanist, von dessen verdienstlicher Virgil-Übersetzung bereits die Rede war, der Franziskaner Thomas Murner (1475—1536), auch er von altem und neuem Latein ausgehend,

den Zeitgenossen in Werkstatt und Hütte, in Klöstern und Burgen nach Brants schnurriger Manier Moral zu predigen. Beide Männer mögen hier die für den deutschen Humanismus charakteristische lehrhafte Tendenz vertreten, die Neigung, das Edelmetall antiker Lebensweisheit dem gemeinen Mann in kleine gangbare Münze umzuwechseln; reichlich entlehnen ihre Lehrgedichte dem klassischen Altertum Vergleiche und Exempel und zu diesem Behuf legten vermutlich Brant und gewiß Murner große Exzerptensammlungen an.

In welcher Weise Murner und viele andere Humanisten wider oder für die Reformation gekämpft und welcherlei Literatur sie in solchen Kämpfen hervorgebracht haben, dies zu betrachten, ergibt sich hier keine Gelegenheit. Und so falle denn auch nur ein flüchtiger Blick auf den Mann, in dessen Leben sich Renaissance und Reformation, neulateinische und deutsche Literatur wunderlich teilen, auf den Humanisten Ulrich von Hutten (1488—1523) aus uraltem fränkischem Ritteradel. Mit glänzendem Witz und großem publizistischem Talent begabt, wußte er wie Zwingli oder Marot den Kultus der Antike und die Neuerung im Glauben eben noch zusammenzuhalten; gleich nach seinem durch Meyers Verse verklärten Tode freilich strömten die beiden Gedankenfluten auch in deutschen Landen getrennt dahin. Den Schriftsteller Hutten lernten wir bereits als Mitarbeiter an den Dunkelmännerbriefen kennen; auch sonst führte er, obwohl als Versifex sehr gewandt, am liebsten die blanke Klinge neulateinischer Prosa. „Wer schreibt schöner, wahrer und kräftiger, blühender Latein als Hutten?" fragt Herder. Wie Erasmus allgemeine Reformpläne, so kleidete Herr Ulrich Tagespolemik, Satire, Agitation in die halbdramatische Form von Gesprächen in der Weise Lukians; hier verfocht er selbst oder die Person, durch deren Mund er redete, das Programm einer kühnen, seinem Zeitalter weit vorausstürmenden Idealpolitik:

alles in klassischem Latein. Rührend-unbeholfen und doch mit klobiger Stärke begann er gegen das Ende seiner Laufbahn die Muttersprache literarisch zu handhaben, als er, von Luthers gewaltiger Agitation mit fortgerissen, „an das Vaterland schrie". Da übertrug er selbst einen Teil jener lukianischen Dialoge ins Deutsche, da rief er mit schwungvollen Versen, in denen sich ritterlicher Stolz und humanistisches Selbstbewußtsein die Hand reichten, seine Gegner in die Schranken, seine Gesinnungsgenossen zu Hilfe: „auff, landßknecht gut und reutters mut! last Hutten nit verderben!" Wie schön heißt es in demselben Liede, das durch ganz Deutschland flog: „Het warhait ich geschwiegen, mir weren hulder vil", und „Ain hertz last sich nit krencken, das rechter maynung ist!" Gewiß, das deutsche Cinquecento hat den Ariost, den Castiglione, den Macchiavelli nichts an die Seite zu stellen; aber es kommt nur auf den Gesichtspunkt an, von dem man Huttens Leben und Werke betrachten muß, um sprechen zu können: hier sei mehr als Ariost, als Macchiavelli, als Castiglione.

Was also die deutschen Schriftsteller der Renaissancezeit schufen, gipfelt, wenn wir von Luthers Prosa und Liedern absehen, in neulateinischen Werken: in der Lyrik der Celtis und Hessus, in der Prosa der Erasmus, Crotus, Hutten, in den Dramen der Birk, de Volder, Langhveldt, Kirchmair. Die deutschgeschriebene, im allgemeinen phantasie-, form- und stillose Literatur jener Tage unterliegt wenigstens stofflich in hohem Grad antiken Einflüssen; von einer lebendigen, die antike mit der nationalen Kultur verschmelzenden und versöhnenden Renaissancedichtung nach Art der Italiener, Engländer, Spanier, Franzosen sind innerhalb der uns gezogenen chronologischen Grenzen nur kaum Anfänge zu gewahren. Erst ein Jahrhundert nach Huttens Tode sproßte die deutsche Renaissancepoesie empor, von Martin Opitz' steifen Fingern

gepflegt und zunächst einer kümmerlichen Treibhauspflanze vergleichbar. Die Slaven und die (nunmehr endgültig vom Stammvolk abgeschnürten) Niederländer waren mittlerweile den Deutschen zuvorgekommen, die Nordgermanen folgten.

Innerhalb des Zeitraums, dem sich dies Büchlein widmet, hat gleichzeitig mit Kopernikus und Aretin, mit Michelangelo und Paracelsus, mit Luther und Hutten jener rätselhafte Mann Faust gelebt, der humanistische Bildung genossen, die unsichre Existenz fahrender Schüler geteilt hat, dann ein Scharlatan geworden ist wie so viele seiner Zeit- und Weggenossen; daß er sich mit allerlei Zauberkunststücken abgab und ernährte, ist gewiß, ebenso, daß er vor 1540 ein schreckliches Ende fand. Auf seine Person nun übertrugen die unmittelbar folgenden Geschlechter, je verschwommener sein Bild wurde, um so eifriger nicht nur uralte Sagen von Teufelsbündlern, schwankhafte und schaurige Wundertaten, sondern auch all das, was den Frommgläubigen nunmehr nach erfolgter reinlicher Scheidung an Humanismus und Renaissance abstieß oder befremdete: schrankenlose Subjektivität, Mißachtung aller Überlieferung, selbst der heiligsten, den Universalismus, das übermütige Schalten und Walten menschlicher Vernunft, ihr Ringen nach Naturerkenntnis und -beherrschung, den Kultus des antiken Heidentums und der Schönheit um ihrer selbst willen, die unersättliche Genußsucht und -fähigkeit. Denn in Deutschland saßen, als das 16. Jahrhundert endete, Reformation und Gegenreformation vereint über die Renaissance zu Gericht und das geistlose Volksbuch von 1587 kann seinen Dr. Faust gar nicht härter verklagen, als wenn es von ihm erzählt: „er name an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen.“ Sein Faust muß für Kaiser Karl V Alexander den Großen, für studentische Zechbrüder die schöne Helena aus dem Schattenreiche herauf-

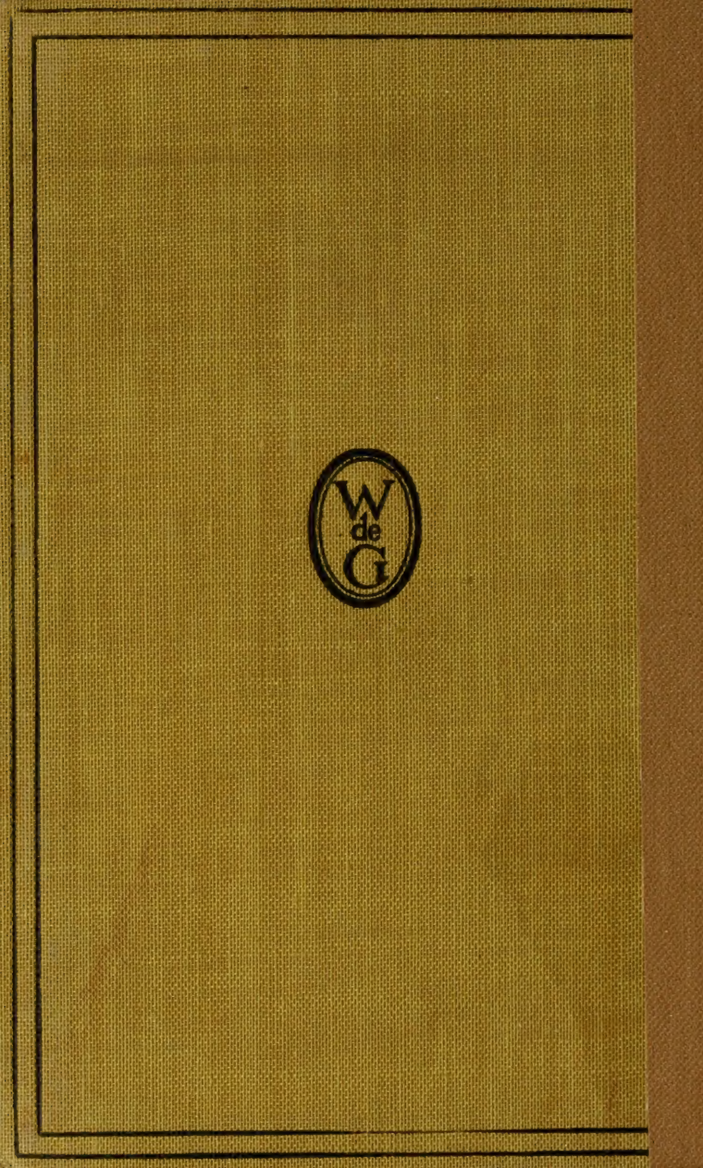
beschwören, allein wie sieht der mazedonische Held, Schüler des Aristoteles und Modell des Lysippos, im Zwielicht von 1587 aus: „ein wolgesetztes dickes Männlein, rohten oder gleichfalben vnd dicken Barts!", wie tritt Helena auf: „mit gar frechem vnd bübischem Gesicht!" Ariost hätte für solche Szenen andere Linien und Farben gefunden. Ein höllischer Geist muß im weiteren Verlauf der Erzählung Helenas Gestalt annehmen, dem Magier beiwohnen und einen Sohn schenken, zuletzt mit diesem verschwinden. Was nachmals bei Goethe bewußte, ist hier unbewußte Allegorie: dem von Gott abtrünnigen Renaissancemenschen vermählt sich das heidnisch-teuflische Altertum. Wo vermöchte solch ein Faust anders zu enden als in den Klauen des alt bösen Feinds?

Daß diese Sage von Stund an dem Entwicklungsgang unserer Kultur ein treuer Begleiter geblieben ist, daß das deutsche Volk von der Person dieses abenteuernden Gesellen nicht lassen konnte, sondern sie mit immer neuem, zuletzt immer edlerm Gehalt erfüllt hat, das gehört zu den seltsamsten und anziehendsten Fügungen der Geschichte. Und als für Deutschland Winckelmann und Lessing, Goethe und Schiller einen neuen Humanismus schufen, drei Jahrhunderte nach dem alten, da bot sich unserer Renaissancepoesie, welche die älteren westeuropäischen Schwestern spät, aber mit Riesenschritten eingeholt hatte, jener Liebesbund zwischen der Schönsten des Altertums und dem Verwegensten der Neuzeit, zwischen der „Gestalt aller Gestalten" und dem durch strebendes Bemühen erlösten Himmelsstürmer, zwischen Helena und Faust wie von selbst als Symbol der mit allem Zauber Goethescher Poesie und zugleich aus tiefster Dankbarkeit des Neuhumanisten verherrlichten Renaissance.

(1. Aufl. 1904, Neudruck 05, 2. Aufl. 14.)

Namenverzeichnis

Arnold, Robert Franz
Die kultur der renaissance
3. Aufl. enl.


W de G